

Eberhard Karls Universität Tübingen  
Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät  
Institut für Soziologie

**Soziale (De-)Konstruktion von Geschlecht in  
Gruppendiskussionen.**

**Orientierungsmuster junger Frauen in der Berufsfindung in  
Bezug auf Beruf und Geschlecht.**

Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung  
des akademischen Grades Magister Artium

**Vorgelegt von:  
Lorraine Birr**

**Erstgutachterin: Prof. Dr. Regine Gildemeister  
Zweitgutachter: Prof. Dr. Jörg Strübing**

Tübingen, 10. Januar 2011

## *Eidesstattliche Erklärung*

Hiermit versichere ich, dass ich die vorgelegte Arbeit einschließlich aller Teile selbständig und nur mit den angegebenen Quellen und Hilfsmitteln einschließlich des Internets und anderer elektronischer Quellen angefertigt habe. Alle Stellen der Arbeit, die ich anderen Werken dem Wortlaut oder dem Sinne nach entnommen habe, sind kenntlich gemacht.

Tübingen, 10. Januar 2011

Lorraine Birr

## Inhalt

Einleitung.....	3
1. Theoretischer Rahmen .....	5
1.1. Geschlechtliche Segregation am Arbeitsmarkt: ein Problem?.....	5
1.2. Dissoziation von Haus- und Erwerbsarbeit als Kern geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung .....	7
1.3. Resistenz geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung gegenüber sozialem Wandel? .....	10
1.4. Soziale Konstruktion von „Frauen“- und „Männer“-Berufen .....	12
1.5. Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz in den Strukturen beruflicher Organisationen? .....	15
1.6. Interaktive soziale Konstruktion von Geschlecht als Reproduktionsmodus der Geschlechterdifferenz in der Arbeitswelt .....	18
1.7. Berufs“wahl“ als Ausdruck individueller Orientierungen? .....	24
1.8. Zur Fragestellung der Untersuchung .....	29
2. Methodische Vorgehensweise .....	30
2.1. Das Gruppendiskussionsverfahren als Methode zur Datenerhebung .....	30
2.2. Die Dokumentarische Methode der Interpretation als Analysemethode .....	31
2.3. Sampling .....	34
2.4. Feldzugang und Ablauf der Gruppendiskussionen.....	35
2.5. Berufsinformationsmaterialien als Diskussionsstimulus.....	36
3. Forschungsergebnisse – Einzelfallanalysen .....	37
3.1. Einleitung.....	37
3.2. Fallbeschreibung Entringen .....	38
3.3. Fallbeschreibung Neuffen1 .....	47
3.4. Fallbeschreibung Gomadingen .....	55
3.5. Fallbeschreibung Neuffen2.....	64
3.6. Fallbeschreibung Esslingen .....	74
3.7. Fallbeschreibung Reutlingen .....	83
3.8. Fallbeschreibung Tübingen .....	92
3.9. Fallbeschreibung Böblingen .....	102

4. Forschungsergebnisse – Komparative Analysen .....	110
4.1. Einleitung.....	110
4.2. Konstruktionsmodi von Passungsverhältnissen zwischen Beruf und Person.....	111
4.3. Orientierungsmodi im Hinblick auf Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt..	121
4.4. Weiblichkeit und „Männer“-Berufe – selbstverständlich oder unvorstellbar?...	126
4.5. Situation von Frauen in „Männer“- Berufen .....	132
5. Schlussdiskussion .....	137
Literatur .....	142

## **Einleitung**

Gegenwärtig sind in Deutschland in allen Berufen sowohl Männer als auch Frauen zu finden<sup>1</sup>, was darauf hindeutet, dass Menschen unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit gleichermaßen Zugang zu jeglichen Berufen haben.

Beim Übergang von der Schule in den Beruf verfügen junge Frauen insgesamt über die günstigere Ausgangsposition, da sie die Institutionen des Bildungssystems im Vergleich zu jungen Männern insgesamt mit besseren Abschlüssen verlassen<sup>2</sup>. Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass sich junge Frauen über ein vergleichsweise breites Spektrum an Berufen verteilen und dabei primär in jenen Berufen zu finden sind, die im Hinblick auf Einkommen, Aufstiegs- und Weiterbildungsmöglichkeiten gute Zukunftsperspektiven versprechen. Genau das Gegenteil ist jedoch der Fall: Während sowohl Frauen als auch Männer mehrheitlich jeweils in geschlechtstypischen Berufen tätig sind, konzentriert sich der Großteil der Frauen in vergleichsweise wenigen und zudem gerade in solchen Berufen, in denen Nachteile strukturell angelegt sind und die über ein verhältnismäßig geringes Sozialprestige verfügen.

Angesichts dieses Widerspruchs drängt sich die Frage auf, wie die ungleiche numerische Verteilung von Frauen und Männern auf das Berufsspektrum zu Stande kommt. Hierzu können, vereinfacht gesehen, drei Möglichkeiten angeführt werden: Erstens könnten sich die wenigen Berufe, in denen sich Frauen mehrheitlich konzentrieren durch etwas auszeichnen, das aus Sicht von Frauen als besonders interessant, erstrebenswert oder attraktiv erscheint. Zweitens wäre es möglich, dass die Charakteristika oder Bedingungen jener Berufe, in denen Frauen vergleichsweise selten anzutreffen sind, stark von deren beruflichen Interessen, Präferenzen und Wünschen abweichen oder diesen gar entgegenstehen. Eine dritte Möglichkeit bestünde darin, dass Menschen, je nach Geschlechtszugehörigkeit, in spezifische Berufe kanalisiert werden. Damit ist bereits die übergeordnete Fragestellung angesprochen, die dieser Arbeit zugrunde liegt: **Wie orientieren sich junge Frauen in der Berufsfindung in Bezug auf Beruf und Geschlecht?**

Dies schließt zunächst die Frage nach beruflichen Präferenzen, Interessen und Wünschen junger Frauen mit ein. Hieran anknüpfend erscheint die Frage als relevant, welche

---

<sup>1</sup> Gender-Datenreport (2005): 134-144.

<sup>2</sup> Ebd. (2005): 42-48.

Bedeutung darin Geschlecht und kulturellen Leitbildern von Weiblichkeit zukommt. Weiterhin ist mit Orientierungen in Bezug auf Beruf und Geschlecht die Frage angesprochen, welches Verständnis junge Frauen in der Berufsfindung von geschlechtlicher Segregation am Arbeitsmarkt haben und wie sie mit ihrem Wissen hierzu umgehen. Die Untersuchung der Forschungsfrage erfolgt anhand von Daten, die im Rahmen von Gruppendiskussionen junger Frauen in der Berufsfindung erhoben wurden. **Das besondere Erkenntnisinteresse dieser Arbeit richtet sich auf die Frage, inwiefern sich im Hinblick auf Orientierungen junger Frauen im Berufsfindungsprozess übergeordnete Muster feststellen lassen.**

Zur theoretischen Einbettung der Arbeit wird zunächst die geschlechtliche Segregation des Arbeitsmarktes in ihren zentralen Merkmalen skizziert (1.1.) und in ihrer historischen Entstehung nachgezeichnet (1.2.). Darauf aufbauend werden zentrale empirische Befunde sowie ausgewählte theoretische Ansätze zur Erklärung ihrer historischen Stabilität vorgestellt (1.3 - 1.6.). Da in dieser Arbeit jene Orientierungen junger Frauen interessieren, auf denen Berufs“wahlen“ basieren, wird dem aktuellen Forschungsstand zur Phase der Berufsfindung und den bis dato als relevant identifizierten Einflussfaktoren diesbezüglich ein weiteres Kapitel gewidmet (1.7.). Daran anschließend folgt die Darlegung der methodischen Vorgehensweise der vorliegenden Untersuchung (2.1. - 2.5.), die den empirischen Teil dieser Arbeit einleitet. Dieser beinhaltet zudem die Fallbeschreibungen der insgesamt acht geführten Gruppendiskussionen (3.1. - 3.9.), denen eine vergleichende Darstellung der Ergebnisse folgt (4.1. - 4.5.). Darin werden die zentralen empirischen Befunde aus den Gruppendiskussionen zusammengeführt und zueinander in Bezug gesetzt, um übergeordnete Orientierungsmuster in Bezug auf Beruf und Geschlecht zum Vorschein kommen zu lassen. Diese werden im Rahmen der Schlussdiskussion (5.) inhaltlich verdichtet, explizit benannt und im Hinblick auf die Ausgangsfragestellung dieser Arbeit interpretiert.

## 1. Theoretischer Rahmen

### 1.1. Geschlechtliche Segregation am Arbeitsmarkt: ein Problem?

Wie in allen westlichen Industrieländern verteilen sich Männer und Frauen auch in Deutschland unterschiedlich sowohl auf Berufsfelder, Berufe und Tätigkeitsbereiche (horizontale Segregation) als auch auf Positionen innerhalb der beruflichen und betrieblichen Hierarchie (vertikale Segregation). Die begriffliche Unterscheidung zwischen einer horizontalen und einer vertikalen Dimension zur Beschreibung der geschlechtlichen Segregation des Arbeitsmarktes ist insofern problematisch, als dass dadurch tendenziell verschleiert wird, dass auch unterschiedliche Tätigkeitsbereiche und Berufe zueinander in einem hierarchischen Verhältnis stehen (Gender-Datenreport 2005: 133ff.; Heintz 1997: 16). Bezogen auf das numerische Geschlechterverhältnis gelten Berufe in der Regel als männlich bzw. weiblich segregiert, wenn der Anteil des jeweils anderen Geschlechts darin den Wert von 30% unterschreitet. Numerisch gesehen verteilen sich Männer und Frauen höchst unterschiedlich auf das Berufsspektrum. Im Jahr 2004 sind in den fünf, am häufigsten von Männern ausgeübten, Berufen 24,5% der erwerbstätigen Männer insgesamt zu finden<sup>3</sup>. Demgegenüber konzentriert sich in den fünf, am häufigsten von Frauen ausgeübten Berufen, mehr als die Hälfte (50,8%) der erwerbstätigen Frauen insgesamt (Gender-Datenreport 2005: 137). Zu den darin vertretenen typischen "Frauen"-Berufen gehören vor allem semiprofessionelle Gesundheitsberufe, Assistenzberufe wie Krankenschwester oder Arzthelferin, soziale Berufe wie Erzieherin oder Altenpflegerin sowie Verkaufs- und Büroberufe (Gender-Datenreport 2005: 136f.; Gildemeister/ Robert 2008: 116). Eine Gemeinsamkeit weiblich segregierter Berufe besteht darin, dass sie größtenteils im Bereich der personenbezogenen Dienstleistungen verortet werden können, was Ulshoefer (1992) folgendermaßen präzisiert: „Alle Berufe, die sich um Kinder, Kleidung, Körper, und Küche drehen, sind Frauenberufe“ (ebd.: 97). Weiterhin zeichnen sich diese durch ein vergleichsweise geringes gesellschaftliches Prestige sowie durch ein verhältnismäßig geringes Einkommen aus, welches mitunter als nicht existenzsichernd anzusehen ist. Ein Großteil weiblich segregierter Berufe bietet zudem geringe Weiterbildungs- und Aufstiegs-

---

<sup>3</sup> Hierzu zählen unter anderem Büroberufe, Berufe in der Unternehmensleitung, -beratung und -prüfung sowie Ingenieurberufe und technische Berufe (vgl. hierzu Gender-Datenreport 2005: 137).

möglichkeiten, denen diese Berufe auch ihre Bezeichnung als "Sackgassenberufe" verdanken (Heintz 1997: 22f.; vgl. vertiefende hierzu Nissen et al. 2003: 50ff.).

Die meisten Nachteile typischer "Frauen"-Berufe sind strukturell im vollzeitschulischen Ausbildungssystem angelegt, in denen die Ausbildung<sup>4</sup> hierzu in der Regel erfolgt. Im Unterschied dazu werden traditionelle "Männer"-Berufe, zu denen primär Berufe im technisch-gewerblichen sowie im handwerklichen Bereich<sup>5</sup> gehören, im dualen Ausbildungssystem erlernt. Während Ausbildungen darin in der Regel vergütet werden, ist die im Rahmen einer vollzeitschulischen Ausbildung nicht der Fall. Stattdessen fallen hier Schulgebühren an. Dies stellt auch langfristig eine Benachteiligung dar, da während der Ausbildung noch keine Beiträge in die Rentenversicherung eingezahlt werden können und sich somit das Risiko der Altersarmut erhöht (Born 2000:53; Nissen et al. 2003: 35ff.). Ein weiterer, besonders schwerwiegender und ebenfalls im vollzeitschulischen Ausbildungssystem verankerter, Nachteil von "Frauen"-Berufen besteht darin, dass eine Ausbildung in diesen sowohl künftige Berufswechsel als auch beruflichen Aufstieg erschwert, indem die verschiedenen Ausbildungsgänge untereinander wenig kompatibel und anschlussfähig sind, selbst wenn sich die Tätigkeitsfelder der einzelnen Berufe oftmals stark ähneln. Festzuhalten bleibt, dass sich angesichts der zahlreichen Nachteile, die eine Ausbildung in einem typischen "Frauen"-Beruf und damit in der Regel im vollzeitschulischen Ausbildungssystem mit sich bringt, die darin hohen Investitionskosten nicht auszahlen, sondern die beruflichen Möglichkeiten auf lange Sicht vielmehr einschränken (Nissen et al. 2003: 36ff., 53ff.).

Um das Ausmaß der geschlechtlichen Segregation des Arbeitsmarktes insgesamt angeben zu können, wird sich zumeist auf den Dissimilaritätsindex als Segregationsmaß bezogen. Dieser gibt den Prozentsatz an Frauen bzw. Männern an, die den Beruf wechseln müssten, um eine proportionale Gleichverteilung der Geschlechter auf die existierenden Berufe zu erreichen (Heintz 1997: 16).

Angelika Willms-Herget (1985) gelangte in der ersten Längsschnittstudie zur geschlechtlichen Segregation des Arbeitsmarktes zu dem Ergebnis, dass der Dissimilaritätsindex zwischen 1925 und 1982 konstant bei etwa .55 lag. Das bedeutet,

---

<sup>4</sup> Mit einem Anteil von 69% sind Frauen im Jahr 2006 im vollzeitschulischen Ausbildungssystem deutlich überrepräsentiert. Im dualen Ausbildungssystem sind sie dagegen mit 42% unterschiedlich stark vertreten (Agentur für Gleichstellung im ESF 2010: 5).

<sup>5</sup> Der Beruf der Friseurin sowie der Floristin stellen einige der wenigen Ausnahmen typischer "Frauen"-Berufe dar, die dem Handwerk zuzurechnen sind (Gildemeister/ Robert 2008: 116).



dass über diesen gesamten Zeitraum hinweg jeweils etwa die Hälfte der erwerbstätigen Männer und Frauen den Beruf hätten wechseln müssen, um eine annähernde Gleichverteilung der Geschlechter auf das Berufsspektrum zu erreichen<sup>6</sup> (ebd. 1985: 220). Auch wenn Frauen heute formal Zugang zu allen Berufen haben, verteilen sich Frauen und Männer nach wie vor sehr unterschiedlich auf die verschiedenen Wirtschaftszweige, Berufsfelder und Tätigkeitsbereiche. Dies wirft die Frage auf, wie es zu der historischen Stabilität der geschlechtlichen Segregation am Arbeitsmarkt kommt. Dieser Frage soll sich schrittweise genähert werden, indem im nachfolgenden Unterkapitel zunächst die geschlechtliche Segregation am Arbeitsmarkt in ihrer historischen Entstehung nachgezeichnet wird.

## **1.2. Dissoziation von Haus- und Erwerbsarbeit als Kern geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung**

Im Zuge der Industrialisierung kommt es mit der Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsweise zur Auflösung der für die Ständegesellschaft typischen Großfamilie als Lebens- und Produktionsgemeinschaft, innerhalb der Berufs- und Hausarbeit noch eine Einheit bilden. Berufsarbeit findet zunehmend außerhäuslich statt, womit es zunächst zur räumlichen Trennung dieser beiden Sphären kommt. In der Folgezeit kommt es zudem zur strikten Trennung der Zuständigkeiten für Haus- und Erwerbsarbeit: Für Männer wird es verpflichtend einer außerhäuslichen Berufsarbeit nachzugehen und damit die zur Haushaltsführung und zur Existenzsicherung der Familie notwendigen Subsistenzmittel zu erwirtschaften. Frauen hingegen werden primär auf häusliche Reproduktionsarbeit, die Hausarbeit sowie die Fürsorge für den Nachwuchs und kranke bzw. alte Familienangehörige beinhaltet, verwiesen (Becker-Schmidt 2003: 113f.).

Die strikte Durchsetzung dieser neuen spezifischen Form der Arbeitsteilung entlang der Geschlechtergrenzen steht in engem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Umbrüchen jener Zeit: Die Auflösung der Ständegesellschaft und damit das Wegfallen des Standes als primäres gesellschaftliches Ordnungskriterium wirft insbesondere Fragen hinsichtlich der gesellschaftlichen Position von Frauen auf. Zuvor wiesen die zugeschriebenen Merkmale Stand, Geschlecht und Alter dem Einzelnen ein Bündel

---

<sup>6</sup> Vgl. hierzu auch Blossfeld (1987) und Jacobs (1989), deren Längsschnittuntersuchungen zur Entwicklung der geschlechtlichen Segregation am Arbeitsmarkt diese empirischen Befunde stützen.

sozialer Rollen und damit einen Platz in der Gesellschaft zu. Der Stand der Familie als kleinste gesellschaftliche Teileinheit wurde durch den des Ehemannes und Vaters bestimmt, der als Haushaltvorstand die Familie nach außen hin repräsentierte und insofern das Verbindungsglied zwischen Familie und Gesellschaft darstellte. Somit richtete sich der Platz einer Frau innerhalb der Gesellschaft nach dem sozialen Status des Mannes. Auch wenn beide in der Familie eine Einheit bildeten, standen sie folglich zueinander in einem asymmetrischen Verhältnis, innerhalb dem der Mann das Eigentliche und Primäre darstellte, die Frau lediglich das nachgeordnete, auf den Mann bezogene (vgl. Hausen 1976; Weinbach/ Stichweh 2001: 32f.). Als sich im Verlauf der Industrialisierung althergebrachte ständische Begrenzungen zunehmend auflösten, forderten bislang benachteiligte gesellschaftliche Gruppen immer lauter ihr Recht auf (mehr) gesellschaftliche Teilhabe, insbesondere auf politische Partizipation ein. Auch unter Frauen wurden Rufe nach rechtlicher und politischer Besserstellung lauter. Es wurde gefordert, Geschlecht als Kriterium gesellschaftlicher Teilhabe endgültig fallen zu lassen. (Frevert 1995: 38f.; Hausen 1976; Weinbach/ Stichweh 2001: 35).

Ausgehend von Untersuchungen und Überlegungen zur weiblichen Psyche und Physiologie, die insbesondere im Bereich der Philosophie und Anthropologie intensiv betrieben wurden, wurden Argumentationen entwickelt, die darauf abzielten, den Ausschluss von Frauen aus bestimmten gesellschaftlichen Teilbereichen auch weiterhin zu rechtfertigen. Diese Argumentationen gründeten auf der Biologisierung von Mann und Frau. Auf Grundlage der konstatierten Unterschiede im Hinblick auf körperlich-sexuelle Merkmale kam es zur Konstruktion psychosozialer Geschlechtscharaktere, die als „natürlich“ und damit als unveränderlich und universell gültig aufgefasst wurden. Eigenschaften und Verhaltensweisen sowie Fähigkeiten, Bedürfnisse und Interessen, die Frauen und Männern im Zuge dessen zugeschrieben wurden, verhielten sich zueinander komplementär, womit es zur Dichotomisierung von Mann und Frau kam. Dabei wurde eine hohe Passung zwischen männlichem bzw. weiblichem Geschlechtscharakter einerseits und den Besonderheiten und Anforderungen außerhäuslicher Erwerbsarbeit bzw. Hausarbeit andererseits behauptet. Damit kam es auch zur Vergeschlechtlichung<sup>7</sup> dieser beiden sozialen Sphären sowie den darin verorteten Formen von Arbeit. In Folge

---

<sup>7</sup> Mit Vergeschlechtlichung ist im Folgenden gemeint, dass zunächst Geschlechtsneutrales gedanklich mit Vorstellungen von Männlichkeit bzw. Weiblichkeit verknüpft und darüber mit spezifischen Bedeutungszuschreibungen versehen wird. In der Folge erscheint das zuvor Geschlechtsneutrale selbst als „männlich“ bzw. „weiblich“.

dieser Vergeschlechtlichungsprozesse erschienen die Zuständigkeitsbereiche, auf die Menschen qua Geschlechtszugehörigkeit verwiesen wurden gleichsam als deren natürliche Umwelt, in der allein ihre wahre „Natur“ zur Entfaltung gelangen konnte. Geschlecht als gesellschaftlichem Ordnungskriterium wurde angesichts seiner proklamierten „Natürlichkeit“ Vorrang gegenüber allen anderen politischen, kulturellen und rechtlichen Kategorien eingeräumt. Insofern diente Geschlecht zur Durchsetzung und Legitimation der neuen geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung und des sozialen Status von Frauen (Frevert 1995:21; Hausen 1976); Weinbach/ Stichweh 2001: 35). Entsprechend heißt es im Brockhaus in einem Artikel aus dem Jahre 1898 zum Stichwort „Frau“:

„All die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten, durch die sich das Weib vom Manne unterscheidet, stehen im innigsten Zusammenhange mit der Bestimmung desselben, Mutter zu werden. [...] Die Rolle, welche der Frau im Unterschiede vom Manne im Geschlechtsleben von der Natur angewiesen ist, macht eine völlige Gleichstellung der Geschlechter für alle Zeiten unmöglich. Sie weist ihr als erste und vornehmste Aufgabe die Ernährung, Pflege und Erziehung der Kinder zu ... . In diesem natürlichen weiblichen Pflichtenkreise wurzelt das Familienleben, dessen Hauptträger das weibliche Geschlecht ist und bleiben wird.“ (zitiert nach Frevert 1995: 38).

Wie im obigen Zitat deutlich wird, wurde die körperliche Ausstattung von Frauen zur Legitimation ihrer Festlegung auf die Rolle als Hausfrau, Mutter und Gattin genutzt. Abweichungen von dieser Norm galten nicht nur als Normverstoß, sondern als widernatürlich. Analog dazu wurde auf struktureller Ebene die soziale, kulturelle und politische Stabilität der Gesellschaft als abhängig davon angesehen, inwieweit sich Männer und Frauen im Rahmen der vorgegebenen Geschlechtergrenzen bewegten (Hausen 1976; Becker-Schmidt 2003: 114; Frevert 1995: 39f.). Wichtig und folgenreich für die weitere Entwicklung der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung war, dass sich mit der Aufteilung von Haus- und Erwerbsarbeit im Zuge der Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsweise auch ein neues, eingeschränkteres Verständnis von „Arbeit“ durchsetzte. Im Unterschied zu vorher beinhaltete dies nicht mehr gleichermaßen Tätigkeiten im Bereich der Produktion und Reproduktion. Stattdessen galten fortan nur noch mehrwertbildende Tätigkeiten, die dem Prinzip der Zeit- und Kostenökonomie folgen als „Arbeit“. Hausarbeit, die auch die Fürsorge für den Nachwuchs sowie die Pflege und Betreuung Kranker beinhaltet und damit einen sozialen Wert für die Gesellschaft besitzt, fiel aus diesem Arbeitsverständnis heraus (Beck-Gernsheim/ Ostner 1977: 32ff.; Beer 1990: 208; Becker-Schmidt 2003: 115). Indem außerhäusliche männlich konnotierte Erwerbsarbeit und weiblich konnotierte Hausarbeit

in der Folge unterschiedlich hohe gesellschaftliche Wertschätzung genoß, kam es zur Hierarchisierung dieser beiden Arbeitsformen, die vor der Industrialisierung noch eine Einheit bildeten.

Die beim Übergang zur Moderne entstandene, historisch neue Form der Arbeitsteilung fand im Bürgertum ihre weitreichendste Verwirklichung. Dabei diente die grundlegende Unterscheidung zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit, die hier alle Lebensbereiche umfasste, dem Bürgertum im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert zur Abgrenzung von anderen sozialen Klassen und Schichten. Für die Mehrheit der Frauen aus dem Arbeitermilieu galt es, angesichts ökonomischer Notwendigkeiten, dagegen als selbstverständlich einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit nachzugehen. Dennoch wurde auch hier das Ideal des „bürgerlichen“ Familienmodells angestrebt (Gildemeister/ Robert 2008: 115; Frevert 1995:139f). Nachdem bisher die historischen Wurzeln der geschlechtlichen Segregation am Arbeitsmarkt dargelegt wurden, wird im Folgenden deren weitere historische Entwicklung in den Blick genommen, um der Frage, wie ihre historische Stabilität zu erklären ist, einen weiteren Schritt näher zu kommen.

### **1.3. Resistenz geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung gegenüber sozialem Wandel?**

Das Ideal des „bürgerlichen“ Familienmodells, gemäß dem Frauen ausschließlich Hausfrauen, Mütter und Ehefrauen zu sein haben, setzte sich schichtübergreifend nur für einen sehr kurzen Zeitraum, nämlich in der Nachkriegszeit in Westdeutschland, durch (Gildemeister/ Robert 2008: 115). Auch wenn weibliche Erwerbstätigkeit von da an kontinuierlich zunahm, schien sich an der Vorstellung geschlechterdifferenzierender Zuständigkeitsbereiche zunächst nichts zu ändern. Bis in die 1970er Jahre hinein sind weibliche Lebensentwürfe noch als eindeutig familienzentriert anzusehen. Denn weibliche Erwerbstätigkeit hatte primär die Bedeutung eines Zuverdienstes und diente der Absicherung für den Notfall. Als Hauptverdiener und damit primär zuständig für den Bereich außerhäuslicher Erwerbsarbeit galt noch immer der Mann (Nissen et al. 2003: 15). Gegen Ende der 1970er Jahre kam es jedoch zu einem Bedeutungswandel weiblicher Berufstätigkeit. Seither betrachten Frauen eine eigene Erwerbstätigkeit auf der einen und Familie auf der anderen Seite zunehmend als gleichermaßen wichtige und selbstverständliche Bestandteile ihres Lebens, was in der Literatur als doppelter Lebensentwurf

bezeichnet wird. Erwerbstätigkeit gilt aus Sicht von Frauen nun nicht mehr nur als Option, sondern vielmehr als eine notwendige Bedingung ökonomischer Unabhängigkeit, welche die Chancen auf Selbstverwirklichung und gesellschaftliche Teilhabe verbessert. Dabei planen vor allem junge Frauen immer häufiger eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit und unterscheiden sich insofern in ihrer Berufsorientierung prinzipiell nicht mehr von ihren männlichen Altersgenossen:

„Die jungen Mädchen sind deutlich höher gebildet als ihre männlichen Altersgenossen und prinzipiell ebenso berufsorientiert, mobilitätsbereit und offen für eine berufliche Selbstständigkeit wie die jungen Männer“ (Fritzsche/ Münchmeier 2000: 345).

Für junge Frauen erscheint es heute in der Regel als vorrangig, sich eine berufliche Existenz aufzubauen, während die Familiengründungsphase zunehmend zeitlich nach hinten verlagert wird. Auch für den Fall, dass sie zu Müttern werden, planen sie ihrem Beruf weiterhin einen hohen Stellenwert einzuräumen und berufliche Ziele weiter zu verfolgen (Nissen et al. 2003:15f.; Shell Holding 2006: 37; Wetterer 2002: 67; vgl. vertiefend hierzu: Keddi/ Pfeil/ Strehmel/ Wittmann 1999).

In engem Zusammenhang mit der Entwicklung weiblicher Erwerbstätigkeit im vorausgehenden Jahrhundert, steht die Integration von Frauen in das Bildungssystem. Hatten sie noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts kaum Zugang zu höherer Schulbildung, gelten Frauen als die soziale Gruppe, die am stärksten von der Bildungsexpansion der 1960er Jahre profitiert hat<sup>8</sup>. Inzwischen erwerben Mädchen im Vergleich zu Jungs durchschnittlich höhere Bildungsabschlüsse und zeichnen sich in den verschiedenen Institutionen des Bildungssystems gegenüber ihren männlichen Altersgenossen durch bessere Leistungen aus. Angesichts ihrer heute sehr hohen Bildungsorientierung erfüllen Frauen formal die notwendigen Voraussetzungen, um Zugang zu allen Ausbildungsberufen zu erhalten und ihren Anspruch auf eine eigenverantwortliche Existenzsicherung verwirklichen zu können. Denn in postindustriellen „Wissensgesellschaften“ wie unserer gilt Bildung als wichtigste Ressource hierzu. Die im Bildungs- und Ausbildungssystem erworbenen Zertifikate und Qualifikationen bestimmen maßgeblich den Rahmen mit, innerhalb dem sich Berufs- und Einkommenschancen und damit einhergehend der Sozialstatus von Individuen bewegt (Nissen 2003: 25.; Born 2000: 51ff; Wetterer 2002: 68ff.; Gender-Datenreport 2005: 23).

---

<sup>8</sup> Während 1960 60% der Gymnasiasten männlich waren und Jungs an Gymnasien bis in die 1970er dominierten, wuchs der Mädchenanteil dort seit 1960 kontinuierlich an. Zwischen 1960 und 2000 stieg er um insgesamt 40%, so dass Mädchen an Gymnasien im Jahr 2000 mit 54% stärker vertreten sind als Jungs (Gender-Datenreport 2005: 30).

Jedoch haben weder die gestiegene Berufsorientierung von Frauen noch ihr Bildungsvorsprung gegenüber Männern zu einem Bedeutungsverlust der geschlechtlichen Segregation am Arbeitsmarkt geführt (Nissen et al. 2003: 13; Heintz 1997: 19f.). Willms-Herget (1985) gelangt in ihrer Längsschnittstudie zur Entwicklung der geschlechtlichen Segregation am Arbeitsmarkt zu dem Ergebnis, dass die beruflichen Möglichkeiten für Frauen im Laufe der Zeit nicht zugenommen haben. Vielmehr stellt sie eine Verfestigung der Aufteilung von Berufen entlang der Geschlechtergrenzen fest (ebd. 1985). Relevant erscheint somit die Frage, was zur Stabilität der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung beiträgt. Dieser Frage wird im Folgenden nachgegangen.

#### **1.4. Soziale Konstruktion von „Frauen“- und „Männer“-Berufen**

In ihrer Untersuchung arbeitet Willms-Herget (1985) unter anderem die Bedingungen heraus, unter denen es zu einem Geschlechtswechsel von Tätigkeitsfeldern, Berufen, oder ganzen Wirtschaftszweigen kommt. Demnach verlassen Männer im Zuge ökonomischen Wandels, konjunktureller Schwankungen oder der Entwicklung neuer, vielversprechender Technologien ihre angestammten Berufe, um sich Zugang zu jenen zu verschaffen, die bessere Zukunftsperspektiven und ein höheres Sozialprestige versprechen. In die dadurch „frei gewordenen“ Beschäftigungsfelder rücken typischerweise Frauen nach, womit es deren zur Feminisierung kommt (Willms-Herget 1985: 145). Dabei verschwinden Männer häufig nicht vollständig aus feminisierten Berufen, sondern besetzen dort den Großteil an Entscheidungs- und Führungspositionen. Während der Attraktivitätszuwachs von Berufen somit in der Regel deren Maskulinisierung nach sich zieht, kommt es umgekehrt zur Feminisierung von Berufen, sobald diese relativ gesehen und durch externe Entwicklungen bedingt an Attraktivität einbüßen. Die Maskulinisierung eines Berufes wird häufig von einer Professionalisierung des Berufsbildes begleitet. Dies verschafft dem Beruf einen zusätzlichen Prestigezuwachs, der sich auch in steigendem Einkommen niederschlägt. Hierzu entgegengesetzt verlieren Berufe durch ihre Feminisierung an Attraktivität <sup>9</sup>. (Willms-Herget 1985: 231; Beck-Gernsheim/ Ostner 1977: 49).

---

<sup>9</sup> Als Beispiel hierfür kann der Lehrerberuf angeführt werden. Dieser war zunächst ein reiner „Männer“-Beruf, zu dem Frauen keinen Zugang hatten. In Folge der allmählich sinkenden Entlohnung darin kam es im Laufe der Zeit zu einem zunehmenden Lehrermangel. Dieser führte zur Öffnung des Berufs für Frauen und schließlich zu seiner weitergehenden Feminisierung. Im Zuge eines langsamen Prestigezuwachses sowie der Herausbildung einiger gut bezahlter administrativer Posten, nahm der Männeranteil darin schliesslich wieder zu (Beck-Gernsheim/ Ostner 1977: 49f.).

Während es zahlreiche Beispiele für Geschlechtswechsel von Berufen in die eine oder andere Richtung gibt, existiert kein einziges Tätigkeitsfeld, das nicht bereits im Zuge seiner Entstehung mit einem Geschlechtslabel versehen wurde oder dieses im Laufe der Zeit verloren hätte. Ausnahmslos jeder Beruf wird hinsichtlich seines Tätigkeits- und Anforderungsprofils entweder als „männlich“ oder als „weiblich“ gedeutet. In der Folge scheinen Berufe stets tendenziell eher „männlichen“ oder eher „weiblichen“ Kompetenzprofilen zu entsprechen. Das bedeutet, dass es keinen Beruf und keine Tätigkeit gibt, für den bzw. für die Männer und Frauen als gleichermaßen geeignet erscheinen (Willms-Herget 1985: 205-275; Rabe-Kleberg 1993:126-129). In Folge der Vergeschlechtlichung von Berufen und Kompetenzprofilen wird der Eindruck erweckt, zwischen Frauen bzw. Männern einerseits und weiblich bzw. männlich konnotierten Berufen andererseits bestünde ein besonderes Passungsverhältnis. Dies lässt numerische Überrepräsentanzen von Männern bzw. Frauen in bestimmten Tätigkeitsfeldern und Berufen als plausibel erscheinen. Dabei zeigt sich die soziale Konstruiertheit der geschlechtlichen Konnotation von Berufen vor allem in Umdeutungen ihrer Geschlechtstypik im Laufe der Zeit. Festzuhalten bleibt: Auch wenn sich die Vorstellungen davon ändern, was unter Frauen- und Männerarbeit jeweils zu verstehen ist, bleibt die geschlechterdifferenzierende Aufteilung von Arbeit bestehen (Rabe-Kleberg 1993; ebd. 1999: 94; vgl. hierzu auch Beck-Gernsheim/ Ostner 1977: 46ff.).

Ebenso, wie die Vergeschlechtlichung von Haus- und Erwerbsarbeit zu ihrer Hierarchisierung und damit einhergehend zur Abwertung von Frauenarbeit geführt hat, trifft dies auch für die Vergeschlechtlichung von Arbeit auf beruflicher Ebene zu. Der Ausschluss von Frauen aus dem Bereich der außerhäuslichen Erwerbsarbeit wurde ursprünglich auch damit begründet, dass Frauen über eine hierzu notwendige Fähigkeit nicht verfügen. Diese Fähigkeit besteht darin, im Zuge beruflichen Handelns von der eigenen Person abstrahieren zu können. Damit ist die Fähigkeit gemeint, die eigene Person gewissermaßen hinter der Berufsrolle zurücktreten lassen zu können, in der vornehmlich das zur Ausübung des Berufs angeeignete, spezifische und abstrakte Wissen zur Anwendung gebracht wird. Die Relevanz dieser stereotypen Vorstellung zeigt sich in Bezug auf "Frauen"- und "Männer"-Berufe darin, dass berufliches Handeln von Männern auch heute häufig stärker als professionelles Handeln gedeutet wird. Von vornherein werden Männern oftmals jene Fähigkeiten, Kompetenzen und Eigenschaften zugeschrieben, die als charakteristisch für professionelles Handeln angesehen und entsprechend hoch

gewertet werden (Becker-Schmidt 2003: 115). Hierzu gehören beispielsweise Sachlichkeit, Fachkompetenz, Abstraktionsvermögen, Rationalität, Wettbewerbsdenken und Führungsfähigkeit. Analog dazu werden Frauen jene Fähigkeiten und Eigenschaften, die in der Arbeitswelt hoch im Kurs stehen, nicht von vornherein zugeschrieben, sondern ihnen tendenziell abgesprochen. Dies schlägt sich auch in Vorstellungen davon nieder, was Frauenarbeit kennzeichnet. Für weiblich konnotierte Berufe und Tätigkeitsfelder heißt das, „dass die Grenze zwischen berufsfachlichem und allgemeinem Wissen verwischt ist, dass die konkreten Arbeitsaufgaben äußerst diffus bleiben [...], dass die Kontrollfunktionen über die Arbeit in der Regel eher bei Männern liegen“ (Stiegler 1994: 3). „Frauen“-Arbeit wird somit weniger als qualifiziertes, professionelles Handeln angesehen, das spezifisches Wissen und spezifische Kompetenzen beinhaltet, die erlernt werden müssen. Sie zeichnet sich im Unterschied zu „Männer“-Arbeit nicht durch ein spezifisches Qualifikationsprofil aus, sondern scheint vielmehr den Einsatz der Person als Ganzes zu fordern. In der Folge erscheint das Ausüben weiblich konnotierter Tätigkeiten primär als Ausdruck dessen, was Frauen von Natur aus sind und können, Beruf und Person fallen damit zusammen (ebd. 1994; Gildemeister/ Robert 2008: 120f.). Einhergehend mit diesen Zuschreibungsprozessen stehen „Männer“- und „Frauen“-Arbeit einerseits sowie weibliche und männliche Arbeitskraft andererseits in einem hierarchischen Verhältnis zueinander (Stiegler 1994; vgl. hierzu auch Rabe-Kleberg 1999: 95). Dies zeigt sich unter anderem darin, dass Frauen bei vergleichbarer Arbeitszeit und Qualifikation (Bildung, Ausbildung und Berufserfahrung) mindestens 20% weniger verdienen als Männer, womit Deutschland diesbezüglich im internationalen Vergleich einen der letzten Rangplätze einnimmt (Gender Datenreport 2005:161). Die unterschiedliche Entlohnung Beschäftigter abhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit verweist darauf, dass sich stereotype Vorstellungen von Beruf und Geschlecht auch in den Strukturen der Arbeitswelt niedergeschlagen haben. Die Frage, inwiefern dies zutrifft, welche Konsequenzen strukturelle Verfestigungen der Geschlechterdifferenz für Beschäftigte haben können, und was hieraus wiederum für die historische Stabilität der geschlechtlichen Segregation am Arbeitsmarkt folgt, ist Gegenstand des nachfolgenden Unterkapitels.



## 1.5. Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz in den Strukturen beruflicher Organisationen?

Entgegen dem, in der traditionellen Organisationssoziologie vorherrschenden, Ideal der Geschlechtsneutralität formaler Organisationen in der Arbeitswelt, konstatiert die neuere feministische Organisationssoziologie eine Ausrichtung der Logik und Funktionsweise beruflicher Organisationen am „männlichen“ Lebenslauf<sup>10</sup>. Hiervon profitieren im Ergebnis männliche Beschäftigte.

Formale Regelungen zum beruflichen Aufstieg wie Dienstalter, Betriebszugehörigkeit oder Tarifverträge begünstigen häufig Männer, indem sie eine kontinuierliche Vollzeitbeschäftigung und damit eine grundsätzlich uneingeschränkte zeitliche Verfügbarkeit sowie Berufszentriertheit des Lebens von Beschäftigten zur Norm erheben<sup>11</sup> (Gender-Datenreport 2005: 133; Gildemeister/ Robert 2008: 222ff.). Dies setzt eine traditionelle, geschlechterdifferenzierende und damit komplementäre Arbeitsteilung voraus, die männliche Beschäftigte von außerberuflichen, zeitintensiven Verpflichtungen entlastet. Dem entsprechend werden an Beschäftigte geschlechterdifferente Erwartungen bezüglich Arbeitsleistung, Engagement und zeitlicher Verfügbarkeit gestellt: Eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit und ein berufszentriertes Leben von Männern, gerade mit Familie, entspricht nach wie vor weitgehend der Erwartung auf dem Arbeitsmarkt, gilt als Normalität. In der Folge profitieren Männer von dem Status als verheiratete Familienväter, während Frauen der Status als verheiratete Mutter in der Regel zum Nachteil wird (ebd. 2008: 122, 222ff.).

Nach der „Theorie der statistischen Diskriminierung“ treffen Arbeitgeber Personalentscheidungen nicht ausschließlich auf Grundlage individuell erworbener Merkmale wie Bildung oder Berufserfahrung. Relevant werden darüber hinaus – auch wenn dies häufig unbewusst geschieht – offenbar auch zugeschriebene Merkmale wie Geschlecht oder Ethnie. In Entscheidungen über das berufliche Vorankommen von Männern und Frauen fließen demnach auch Annahmen über ein vermutetes Gruppenverhalten mit ein. Ausgehend von einer traditionellen Rollenteilung von Männern und Frauen, die Frauen weitaus stärker auf Familie und Haushalt verpflichtet, zahlen sich dabei Investitionen in

---

10 Vgl. als Überblick unter anderem Mills/ Tancred 1992.

11 Frauen sind unter den „Top-Führungskräften“ (zum Beispiel DirektorInnen, GeschäftsführerInnen) mit 21% deutlich unterrepräsentiert. Führungs- und Entscheidungspositionen in Unternehmen und Behörden werden nach wie vor weitgehend von Männern besetzt (Gender-Datenreport 2005: 140).

Weiterbildungsmaßnahmen von Männern stärker aus. Denn von diesen sind beispielsweise keine familienbedingten Erwerbsunterbrechungen oder -einschränkungen zu erwarten (Collinson/ Knights/ Collinson 1990: 192ff.). Der stereotypen Vorstellung, dass Frauen im Falle einer Familiengründung der Fürsorge für den Nachwuchs qua Geschlechtszugehörigkeit grundsätzlich oberste Priorität einzuräumen haben, kommt nach wie vor hohe gesellschaftliche Relevanz zu. Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass es, sobald aus einem Paar eine Familie wird, in der Regel zu einer Re-Traditionalisierung in der Arbeitsteilung kommt. Gemäß dieser sind Frauen sowohl für den Großteil der Hausarbeit als auch für die Fürsorge für den Nachwuchs verantwortlich. Frauen, welche trotz ihres Mutter-Seins vergleichsweise viel Zeit und Energie in ihren Beruf investieren, sehen sich entsprechend schnell mit dem Vorwurf konfrontiert, eine „Rabemutter“ zu sein. Angesichts dieser *doppelten Vergesellschaftung* von Frauen – ihrer gleichermaßen berufs- und familienbezogenen Orientierung (vgl. hierzu Becker-Schmidt 1980,1987) – sind diese stärker als Männer mit dem Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf konfrontiert. Da sich Beruf und Familie hinsichtlich ihrer Logik zueinander entgegengesetzt verhalten, werden Frauen, die in beide Bereiche eingebunden sind, vor widersprüchliche normative und zeitliche Anforderungen gestellt (Krüger 1995: 202). Dieses Dilemma wird in Deutschland zusätzlich strukturell verstärkt. Denn im Vergleich zu anderen europäischen Ländern besteht hierzulande nach wie vor ein großer Mangel an Institutionen zur Kinderbetreuung. In der Folge ist es Müttern oftmals nicht möglich einer Erwerbstätigkeit in vollem Umfang nachzugehen und somit ihren Anspruch auf eine eigenverantwortliche Existenzsicherung verwirklichen zu können. Die stärkere Verpflichtung von Frauen auf Familie und Haushalt, in deren Folge sie im Vergleich zu Männern schlechtere Chancen haben, den normativen Anforderungen der Arbeitswelt gerecht zu werden, werden ihnen insbesondere in konjunkturell schlechten Zeiten zum Verhängnis. Denn in diesen Phasen, in denen auf dem Arbeitsmarkt ein Überangebot an Arbeitskraft herrscht, verliert weibliche Arbeitskraft zusätzlich an Wert (Nissen et al. 2003: 17). Ein weiteres Beispiel dafür, dass Logik und Funktionsweise beruflicher Organisationen auf geschlechterstereotypen Vorstellungen aufbauen, die sie auch in formalen Regelungen niederschlagen, welche ihrerseits zum Erhalt der geltenden Geschlechterordnung beitragen, ist die steuerliche und versicherungsrechtliche Begünstigung der Hausfrauenehe. Diese trägt maßgeblich dazu bei, dass verheiratete

Frauen besonders negativ von geschlechtsspezifischen Einkommensungleichheiten betroffen sind (Gender-Datenreport 2005: 118; Heintz et al. 1997: 22f.).

Festzuhalten bleibt bis hierhin, dass sich Lebensentwürfe von Frauen und Männern, die sich faktisch kaum mehr voneinander unterscheiden, nicht in gleicher Weise realisiert werden können. Sie werden weitgehend unterlaufen von (in-)formellen Regelungen in der Arbeitswelt sowie von geschlechterdifferenzierenden Erwartungen an Beschäftigte, welche auf der Annahme einer traditionellen Rollenteilung von Männern und Frauen basieren. In der Folge werden Individuen qua Geschlechtszugehörigkeit tendenziell in tradierte geschlechtstypische Zuständigkeitsbereiche kanalisiert (vgl. Weinbach 2001: 39; Nissen et al. 2003: 17).

Die soziale Konstruktion der Geschlechterdifferenz, das heißt die auf körperlich-sexuellen Merkmalen von Menschen aufbauende, grundlegende Unterscheidung dieser in zwei Kategorien, stellt, wie in den voran gegangenen Unterkapiteln gezeigt wurde, den Ausgangspunkt der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung dar. Auf der sozialen Konstruktion der Geschlechterdifferenz baut zudem die Vergeschlechtlichung der gesamten sozialen Wirklichkeit auf. Betroffen von der sozialen Konstruktion als „männlich“ oder „weiblich“ sind somit neben Berufen und Tätigkeiten auch soziale Räume, Objekte, Verhaltensweisen, Kompetenzen, Einstellungen und Orientierungen. Diese vergeschlechtlichten Aspekte der sozialen Wirklichkeit schlagen sich in (in)formellen Regelungen und Normen nieder, werden in dieser Form sozialen Akteuren fertig vorgefunden und dienen ihnen im sozialen Handeln als Orientierungsrahmen. Auf diese Weise erhält die Geschlechterdifferenz die Bedeutung eines regulativen Handlungs- und Sinngebungsmusters, die zugleich das zentrale Definitionskriterium sozialer Institutionen darstellt. Insofern ist die Geschlechterdifferenz als grundlegende soziale Institution anzusehen. Indem sie handlungsleitend wird und Handlungen Sinn verleiht (wie im nachfolgenden Kapitel gezeigt wird), stellt – vereinfacht gesehen – auch die Aufteilung des Arbeitsmarktes in männliche und weibliche Arbeitswelten eine soziale Institution dar. Diese wiederum ist durchzogen von einer Vielzahl kleinerer sozialer Institutionen, die auf die geschlechtliche Segregation am Arbeitsmarkt verweisen und sie stützen. Einmal entstanden, sind soziale Institutionen jedoch nicht per se für alle Zeit gültig und unveränderlich. Um auf Dauer von Bestand zu sein, bedürfen sie der kontinuierlichen bestätigenden Bezugnahme von Akteuren im Rahmen ihres sozialen Handelns. Nur dann behalten soziale Institutionen ihre Funktion als regulative

Handlungs- und Sinngebungsmuster und damit ihren Status als soziale Institutionen bei. Die Segregation des Arbeitsmarktes nach Geschlecht als übergreifende soziale Institution ist demnach in ihrem Bestand entscheidend abhängig davon, ob und inwieweit Akteure ihr soziales Handeln an ihr ausrichten.

Dass sie vor allem im Widerspruch zu Lebensentwürfen von Frauen steht, wirft folgende Frage auf: Wie kann es auf Interaktionsebene erklärt werden, dass die geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung als grundlegende soziale Institution im Zeitraum von mehr als hundert Jahren kaum an Bedeutung verloren hat?

### **1.6. Interaktive soziale Konstruktion von Geschlecht als Reproduktionsmodus der Geschlechterdifferenz in der Arbeitswelt**

West und Zimmermanns (1987) Konzept des „Doing gender“ liegt die Annahme einer Omnirelevanz von Geschlecht in sozialen Interaktionen zugrunde. Gemäß dieser führt die zweigeschlechtliche Organisation der sozialen Wirklichkeit dazu, dass in sozialen Interaktionen – auch auf beruflicher Ebene – permanent auf Geschlecht Bezug genommen wird, selbst dann, wenn es funktional bedeutungslos erscheint. Für die an einer sozialen Interaktion Beteiligten erfüllt diese Bezugnahme primär den Zweck, sich der eigenen sowie der Geschlechtszugehörigkeit des jeweiligen Gegenübers zu vergewissern. Die eigene Verortung sowie die Verortung anderer im Koordinatensystem der Zweigeschlechtlichkeit wird auf diese Weise immer wieder neu bestätigt und dient als Orientierungsgrundlage das weitere soziale Handeln. Laut West und Zimmermann (1987), sowie den an ihrem Konzept des „doing gender“ anknüpfenden konstruktivistischen Ansätze, stellen sich Frauen und Männer im Beruf als weiblich oder männlich dar, indem sie vor dem Hintergrund tradierter Geschlechterstereotypen Unterschiedliches tun bzw. Gleiches oder Ähnliches auf unterschiedliche Weise tun. Erst dadurch erscheinen sowohl sie selbst, als auch ihr (berufliches) Handeln und dessen Produkt als „männlich“ oder „weiblich“. Wie an zahlreichen, historisch belegten, Geschlechtswechsel von Berufen deutlich wird, lässt sich prinzipiell jede (berufliche) Tätigkeit entweder als weiblich oder als männlich interpretieren bzw. inszenieren. Im Zuge des wiederholten *doing gender while doing work* verfestigen sich im beruflichen Handeln inszenierte Geschlechterunterschiede zu institutionellen Arrangements und gehen schließlich als zweigeschlechtlich konzipierte Organisations- und Zuweisungsmuster in

die Strukturen der Arbeitswelt ein. Sind solche Geschlechterdifferenzen erst einmal institutionalisiert, treten sie dem Einzelnen als objektive Tatsache, als Selbstverständlichkeit gegenüber, an der sich das eigene Handeln zu orientieren hat. Die Kanalisierung von Männern und Frauen in unterschiedliche Tätigkeitsbereiche, Berufe und hierarchische Positionen erscheint in der Folge als natürliches Ergebnis der Geschlechterdifferenz. Diese, selbst Ergebnis sozialer Konstruktionsprozesse, wird damit zum Ausgangspunkt des Ganzen und erscheint als Grundlage und Legitimation daraus folgender Unterscheidungen zwischen Männern und Frauen, die im Zuge des routinemäßigen *doing gender (while doing work)* permanent reproduziert werden: Durch die Inszenierung von Geschlecht im Zuge (beruflichen) Handelns bestätigen soziale Akteure im Nachhinein nach außen hin, dass sie tatsächlich über die ihnen bereits zuvor qua Geschlechtszugehörigkeit zugeschriebenen Eigenschaften, Fähigkeiten, Verhaltensweisen et cetera zu verfügen scheinen. Soziale Institutionen, in die die Geschlechterdifferenz eingeschrieben ist und die soziale Praxis des *doing gender* stehen somit in einem interdependenten Verhältnis zueinander. Das heißt, dass sie sich gegenseitig beeinflussen und in ihrem Fortbestand wechselseitig aufeinander angewiesen sind (ebd. 1987; vgl. hierzu auch Wetterer 2002: 130ff.). Insofern ist *doing gender* als zentraler Reproduktionsmodus der Geschlechterdifferenz anzusehen. Darüber hinaus scheint die Bezugnahme auf Geschlechterdifferenzen im Rahmen beruflichen Handelns auch Ausdruck von Angst vor geschlechtlichen Grenzverwischungen zu sein, die Gayle Rubin (1975) als *sameness taboo* bezeichnet:

„The division of labor by sex can therefore be seen as a „taboo“: a taboo against the sameness of men and women, a taboo dividing the sexes into two mutually exclusive categories, a taboo which exacerbates the biological differences between the sexes and thereby creates gender” (ebd. 1975: 178)

Wie empirische Studien belegen, zeigt sich das *sameness taboo* insbesondere dort, wo institutionalisierte Geschlechtergrenzen brüchig werden und zu verschwimmen drohen, das heißt wo weiblich und männlich konnotierte Bereiche nicht mehr eindeutig voneinander unterschieden werden können. In diesen Fällen werden aktive Bemühungen unternommen, Geschlechtergrenzen symbolisch zu markieren. Beispiele hierfür sind geschlechtsspezifische Arbeitskleidung, räumliche Trennung der Arbeitsplätze von Männern und Frauen oder geschlechtsspezifischen Bezeichnungen desselben Berufs (Heintz 1997: 36; vertiefend hierzu unter anderem Reskin 1988). Diese aktiven

Bemühungen zur Transformation des Unterschieds in eine grundlegende Unterscheidung werden in der Literatur unter dem Begriff *Boundary Work* subsumiert (Heintz 1997: 38). Zu den theoretischen Ansätzen, die *Boundary Work* auf struktureller Ebene zu erklären versuchen, gehört auch Kanter's „Tokenism“-Konzept, das sie im Rahmen ihrer Untersuchung „Men and Women of the Corporation“ (1977a) entwickelt. Die Kernthese dieses Konzept besteht in der Annahme, dass Minderheiten im Beruf als *tokens*<sup>12</sup> behandelt werden. Am Beispiel weiblicher Minderheiten in männlich konnotierten Berufen zeigt Kanter auf, dass Minderheiten auf beruflicher Ebene als *tokens* wahrgenommen und behandelt werden. Die Minderheitensituation von *tokens* zeichnet sich stets durch drei zentrale Konstellationen aus: Aufgrund ihres Ausnahmestatus sind sie erstens besonders sichtbar (*visibility*). Das zentrale Merkmal, dass die *tokens* von der dominanten Gruppe unterscheidet, wird zweitens von der Mehrheit zu einer grundlegenden Unterscheidung zwischen beiden stilisiert. In der Folge verläuft die Definition des Verhältnisses zwischen Mehrheit und Minderheit primär über diese Unterscheidung, die somit zur Marginalisierung der Minderheit eingesetzt wird (*polarization*). *Tokens* werden drittens primär als Repräsentanten der Gruppe wahrgenommen und beurteilt, deren verbindendes Merkmal jenes ist, das sie von der dominanten Gruppe unterscheidet. An *tokens* wird somit primär das wahrgenommen, was gängigen Stereotypen über ihre soziale Gruppe entspricht und weniger die Leistungen und Fähigkeiten, die sie als Individuum auszeichnen (*assimilation*) (vgl. hierzu auch Wetterer 2002).

Für weibliche *tokens* bedeutet das, dass ihr berufliches Handeln nach zwei unterschiedlichen, widersprüchlichen Bewertungsmaßstäben beurteilt wird: Die normativen Anforderungen der Berufswelt verlangen von allen Beschäftigten vor allem Sachlichkeit, Fachkompetenz und Rationalität. Dazu entgegengesetzt zeichnen sich tradierte Stereotype von Weiblichkeit (entlang denen weibliche *tokens* vorrangig wahrgenommen werden) vor allem durch Gefühlsbetontheit und Unselbstständigkeit aus. Kanter konstatiert, dass weibliche *tokens* auf diese widersprüchlichen Verhaltensanforderungen ihrerseits mit widersprüchlichen Verhaltensweisen antworten: Ihre erhöhte Sichtbarkeit (*visibility*) scheint sie einerseits zu Spitzenleistungen anzuspornen. Andererseits sehen sie sich genötigt, Leistung möglichst zu verbergen, um keine männlichen Konkurrenzängste und

---

12 Die Verwendung des Begriffs *token* (dt. Zeichen) zur Beschreibung beruflicher Minderheiten zielt auf Kanter's These ab, dass diese ausgehend von einem spezifischen, ihnen zugeschriebenen Merkmal vorrangig als Repräsentanten einer sozialen Kategorie und nicht als Individuum wahrgenommen werden (Kanter 1977b: 968).

damit ihre eigene Marginalisierung zu provozieren. Die Überbetonung des Unterschieds zwischen Mehrheit und Minderheit durch die dominante Gruppe (*polarization*) stellt weibliche *tokens* vor das Dilemma, entweder die eigene Geschlechtszugehörigkeit nach außen hin weitgehend zu verbergen, und sich somit – auf Kosten der Solidarität der eigenen Gruppe - Zugang zur Mehrheit zu verschaffen. Besteht hierzu keine Bereitschaft, gilt es den zugewiesenen Außenseiterstatus zu akzeptieren. Im beruflichen Handeln Geschlecht nicht relevant zu setzen und sich ausschließlich an den (männlich konnotierten) Bewertungsmaßstäben der Berufswelt zu orientieren, wird weiblichen *tokens* laut Kanter gerade dadurch erschwert, dass sie von Kollegen und in der Regel auch von Vorgesetzten vornehmlich durch die Schablone gängiger Stereotypen von Weiblichkeit wahrgenommen werden (*assimilation*) (Kanter 1997a; vgl. hierzu Wetter 2002: 141ff.)

Eine Folge hiervon ist, dass berufliche Leistungen weiblicher *tokens* unterminiert werden. Kanter selbst fasst die beschriebene Problematik nicht als geschlechtsspezifisch, sondern als strukturell bedingt auf: Sie nimmt an, dass die dargestellten Konstellationen für alle Minderheiten gleichermaßen Gültigkeit beanspruchen und verschwinden, sofern die Minderheit die kritische Größe von 15- 20% überschreitet (ebd. 1977a: 207, 283). Diese Annahme sowie Kanters These, soziale Integration von Minderheiten sei über deren berufliche Integration zu erreichen, stellt sich in Folgeuntersuchen als nicht zutreffend heraus. Vor allem in Williams Studie (1992) zeigt sich, dass die von Kanter beschriebenen Mechanismen lediglich für weibliche *tokens* gelten (vgl. hierzu unter anderem auch Zimmer 1988).

Zwar sind auch männliche *tokens* aufgrund ihres Ausnahmestatus besonders sichtbar und auch ihr berufliches Handeln wird von der dominanten Gruppe vornehmlich als geschlechtstypisches Handeln wahrgenommen und beurteilt. Im Unterschied zu weiblichen *tokens* gelingt es männlichen jedoch hieraus primär Vorteile zu ziehen. Während es weibliche *tokens* im beruflichen Handeln in der Regel vermeiden Geschlecht zu thematisieren, und sich durch ein Verbergen der eigenen Geschlechtszugehörigkeit der dominanten Gruppe anzupassen versuchen, betonen männliche *tokens* dagegen ihre Geschlechtszugehörigkeit in besonderem Maße. Sie tendieren zudem dazu, sich hierüber von der dominanten Gruppe abzugrenzen, sich berufliche „Nischen“ zu suchen und diese für sich zu beanspruchen, das heißt als „männlich“ zu definieren, was für sie zumeist beruflichen Aufstieg bedeutet. Anders als für weibliche *tokens* hat die Geschlechts-

zugehörigkeit für männliche *tokens* nicht die Bedeutung eines Defizits, sondern einer Ressource. Denn stereotype Vorstellungen von Männlichkeit entsprechen in hohem Maße den normativen Anforderungen der Berufswelt, was sich in der sozialen Wirklichkeit darin zeigt, dass männliche *tokens* sowohl von Vorgesetzten als auch von Kolleginnen als besonders kompetent eingeschätzt werden. Dies ist selbst dann der Fall, wenn es sich um einen hochgradig weiblich segregierten Beruf handelt, für den gemäß stereotypen Alltagswissens Frauen als besonders geeignet gelten. Die in diesen Berufen überrepräsentierten Frauen reagieren auf männliche *tokens* in der Regel nicht mit Strategien der Ab- und Ausgrenzung, sondern scheinen diese vielmehr zu hätscheln, da männliche Neuzugänge einen Prestigezuwachs des weiblich konnotierten Berufs versprechen (Wetterer 2002: 138ff.).

Festzuhalten bleibt, dass Frauen in der Regel viel Mühe darauf verwenden müssen, um als weibliche *tokens* nicht ausgegrenzt und in ihren beruflichen Leistungen anerkannt zu werden. Auch wenn ihnen dies gelingt, werden sie in der Regel wie von einer *gläsernen Decke* von oberen Führungsposition männlich konnotierter Berufen ferngehalten (Williams 1992). Entgegengesetzt dazu müssen Männer, die es vermeiden wollen in der Hierarchie weiblich konnotierter Berufe aufzusteigen, aktiv auf dieses Ziel hinarbeiten. Analog zum Phänomen der *gläsernen Decke* bezeichnet Williams dieses Phänomen als *gläsernen Fahrstuhl*, der Männer in der Regel auch ohne ihr eigenes Zutun in der beruflichen Hierarchie nach oben befördert (ebd. 1992: 256; Wetterer 2002: 141f.).

Dass sich die Minderheitensituation für weibliche und männliche *tokens* jeweils sehr unterschiedlich darstellt, liegt begründet in der spezifischen Organisation des Geschlechterverhältnisses in unserer Gesellschaft. Darin stellt das „männliche“ das primäre und übergeordnete, das „weibliche“ dagegen das sekundäre und nachgeordnete Geschlecht dar (vgl. Gildemeister, Wetterer 1992: 246). „Männlich“ und „weiblich“ sind somit nicht nur als voneinander verschiedene Kategorien zu fassen, sie stehen zudem auch in einem hierarchischen Verhältnis zueinander. Für soziale Interaktionen bedeutet das, dass sich Männer und Frauen im *doing gender while doing work* auch immer zueinander in ein relatives Verhältnis setzen, das eine Überlegenheit bzw. Unterlegenheit in Bezug auf das Gegenüber beinhaltet. Da nicht nur Menschen, sondern auch soziale Räumen, Objekten, Tätigkeiten et cetera vergeschlechtlicht sind, wird das all das, was als männlich gilt stets höher bewertet als weiblich konnotiertes. Aus der Hierarchisierung von "männlich" und "weiblich" erklärt sich auch, weshalb Männer in ihrem beruflichen



Handeln in der Regel stärker auf die Wahrung des *sameness taboos* bedacht sind, das heißt, dass sie Geschlechtergrenzen stärker vor Verwischungen verteidigen als Frauen: „Men resist allowing women and men to work together as equals because doing so undermines differentiation and hence male dominance“ (Reskin 1988: 65). Dem entspricht, dass trotz der Vorteile, die Männer aus ihrem *token*-Status in weiblich konnotierten Berufen ziehen, mehr Frauen in gegengeschlechtliche Berufe streben als umgekehrt (Jacobs 1993). Connell (1987) spricht in diesem Zusammenhang von *hegemonialer Männlichkeit*: Danach werden Männer, die dem vorherrschenden Bild idealer Männlichkeit nicht entsprechen, sowohl als Abweichler sozialer als auch als Abweichler sexueller Normen betrachtet. Ihre Ausgrenzung verläuft dabei über Feminisierung. Männer, die einen weiblich konnotierten Beruf ausüben gelten demnach als homosexuell oder zumindest als unmännlich (ebd. 1987: 183ff.).

Das Phänomen des *gläsernen Fahrstuhls* bestätigt, wovon auch Zimmermann und West in ihrem Konzept des „Doing gender“ (1987) ausgehen: Dass *doing gender while doing work* weniger als intendiertes planvolles Handeln zu verstehen ist, sondern immer interaktiv strukturiert ist. Zwar besteht die Möglichkeit *doing gender while doing work* für eigene Zwecke zu instrumentalisieren und beispielsweise zur Behauptung männlicher Dominanz zu verwenden. Jedoch bedarf die Darstellung des eigenen Handelns als männlich oder weiblich stets der Anerkennung und Bestätigung der Interaktionspartner, um zur sozialen Tatsache zu werden. Dem schließt sich auch Hirschauer (1994) an, der die Annahme einer Omnirelevanz von Geschlecht in sozialen Interaktionen in Frage stellt. Auch wenn Hirschauer Geschlecht als ‚master status‘ versteht, dem situationsübergreifend und dauerhaft Bedeutung zukommt, geht er davon aus, dass gerade dort, wo das *sameness taboo* nicht in Frage gestellt ist, die Bezugnahme auf Geschlecht in sozialen Interaktionen nicht zwangsläufig geschieht, sondern lediglich als optional erscheint. Hiervon ausgehend plädiert Hirschauer dafür, den Blick verstärkt auf Strategien des *undoing gender* zu richten, da hierdurch vor allem Prozesse des sozialen Wandels erfassbar würden. Als Strategien des *undoing gender* fasst Hirschauer zum einen das Ruhenlassen von Geschlecht, das in diesem Fall in sozialen Interaktionen nicht thematisiert wird. *Undoing gender* besteht zweitens in aktiven Strategien zur Neutralisierung von Geschlecht (ebd. 1994: 676ff.)

Wie in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt wurde, sind Berufe weder geschlechtsneutral konzipiert, noch werden Berufsmenschen als geschlechtslose Wesen wahrgenommen.

Vielmehr sind Beruf und Geschlecht auf das engste miteinander verknüpft, womit es im Zuge des *doing work* für gewöhnlich auch zum *doing gender* kommen müsste. In diesem Kontext kommt die Ausübung eines männlich konnotierten Berufes durch Frauen, aus Sicht ihrer männlichen Kollegen, normalerweise einer in Frage Stellung ihrer Vormachtstellung im Geschlechterverhältnis gleich. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob Berufs“wahl“ aus der Perspektive Jugendlicher lediglich eine Entscheidung für einen Beruf darstellt oder ob deren Bedeutung weit über eine Positionierung in der Arbeitswelt hinausgeht. In einer sozialen Welt, die auf der grundlegenden Unterscheidung zwischen Mann und Frau aufbaut, scheint es unmöglich sich jenseits des Koordinatensystems von „männlich“ und „weiblich“ zu verorten. Inwiefern gilt dies auch Berufs“wahl“? Dies ist Gegenstand des nachfolgenden Unterkapitels, in dem jene Spannungsfelder herausgearbeitet werden, innerhalb denen sich Berufs“wahl“ bewegt.

### **1.7. Berufs“wahl“ als Ausdruck individueller Orientierungen?**

Dass der Großteil junger Frauen und Männer nach wie vor in geschlechtstypischen Berufen eine Ausbildung absolviert, fassen subjektorientierte Ansätze als Ergebnis bewusster und freier Berufs“wahlen“ auf. Dabei basieren Humankapitaltheorien auf der Annahme, dass Berufs“wahl“ das Resultat rationaler Abwägungsprozesse sei, innerhalb denen alle zur Verfügung stehenden Optionen gedanklich durchgespielt und die dabei antizipierten Vor- und Nachteile sorgfältig gegen einander aufgewogen werden, bis sich schließlich der Beruf mit dem besten Kosten-Nutzen-Verhältnis herauskristallisiert. Dies bedingt sowohl ein Wissen über alle zur Auswahl stehenden Optionen, der Wege ihrer Verwirklichung sowie ein Wissen über mögliche positive und negative Konsequenzen, die sich aus den jeweils antizipierten Entscheidungen ergeben können (Heintz 1997: 28ff.; Achatz 2005:264ff.). Demgegenüber wird in Sozialisationstheorien angenommen, dass Berufs„wahl“ entlang der Frage verläuft, welcher Beruf angesichts seines Anforderungs- und Tätigkeitsprofils die bestmögliche Entfaltung individueller Fähigkeiten, Talente und Eigenschaften (die weitgehend als Ergebnis von Sozialisation betrachtet werden) verspricht (Heintz 1997: 25; Achatz 2005: 266ff.). Den Beruf der Wahl stellt demnach jener Beruf dar, der am meisten zu eigenen Interessen, Präferenzen und Bedürfnissen "passt". Berufs"wahl" setzt hier vor allem ein Wissen darüber voraus, wodurch sich der Arbeitsalltag in den verschiedenen Beruf jeweils auszeichnet. Dass

jenes Wissen, das subjektorientierte Ansätze zur Voraussetzung von Berufs“wahl“ erklären in der sozialen Wirklichkeit tatsächlich verfügbar ist, ist höchst unwahrscheinlich.

Höchst unwahrscheinlich ist zudem der Realitätsgehalt der Prämisse, Jugendliche würden ihren Beruf frei „wählen“ und in der Entscheidung für einen Beruf spiegeln sich damit vorrangig individuelle Interessen, Wünsche und Präferenzen in Bezug auf Beruf wider. Diese Annahme suggeriert Berufs“wahl“ fände – abgeschottet von äußeren Einflüssen – in einer Art Vakuum statt, innerhalb dem allein individuelle Eignungen und Neigungen Relevanz besitzen. Tatsächlich bewegt sich Berufs“wahl“ jedoch in einem Spannungsfeld vielfältiger, zum Teil widersprüchlicher struktureller Bedingungen, gesellschaftlicher Phänomene sowie normativer Erwartungen und Anforderungen, die das Spektrum der zur Auswahl stehenden Berufe erheblich einschränken.

In Bezug auf Berufs“wahl“ ist zunächst zu berücksichtigen, dass diese – anders als der diese Bezeichnung suggeriert – kein einmaliges Ereignis darstellt, sondern es sich hierbei um einen Selektionsprozess handelt, der sich über einen längeren Zeitraum erstreckt, sozial vorstrukturiert ist und selbst eine Vielzahl von Entscheidungen umfasst. Der Rahmen, innerhalb dem Berufsfindung stattfindet und der die Grenzen des Möglichen diesbezüglich vorgibt, wird zunächst maßgeblich geformt durch die sozialen Bedingungen der eigenen Biographie. Hierzu gehören unter anderem die individuelle Lebensgeschichte, die soziale Herkunft sowie die eigene Geschlechtszugehörigkeit (Gildemeister 2008: 135).

Zu berücksichtigen ist weiterhin, dass die Entscheidung für einen Beruf keinesfalls immer eine bewusste und planvolle ist. Es besteht die Möglichkeit, dass es gar keinen Wunschberuf gibt, dass dieser nicht zu verwirklichen ist oder als nicht realisierbar angenommen wird. Zudem kann Berufs“wahl“ auch zufällig nach dem Motto „lieber irgendeinen Beruf als gar keinen“ erfolgen, Ergebnis sozialer Kontakte sein oder maßgeblich durch regionale Arbeitsmarktstrukturen sowie antizipierte Berufschancen beeinflusst werden<sup>13</sup>.

Eine Folge davon, dass sich die Adoleszenz, das heißt die Phase des frühen Erwachsenenalters, heute über einen deutlich längeren Zeitraum erstreckt als früher, ist ihre Umstrukturierung und Individualisierung. Das bedeutet, dass normative Vorgaben

---

<sup>13</sup> Vor allem Mädchen scheinen geringere Chancen zu haben ihren Wunschberuf zu verwirklichen. Die Diskrepanz diesbezüglich ist bei Mädchen deutlich höher als bei Jungs (BIBB-Datenreport 2009). In einer Befragung in Frankfurt bezeichneten beispielsweise nur 11,5% der Zahnarztthelferinnen und 7,7% der Arzthelferinnen ihren Beruf als Traumberuf (Bolz 2004).

hinsichtlich der Frage, nach welchem Muster Adoleszenz verläuft und wie sie zu gestalten ist, einen erheblichen Bedeutungsverlust erfahren haben. Es gibt kein einheitliches Modell mehr, an dem sich junge Frauen und Männer diesbezüglich orientieren können (Nissen et al. 2003: 13ff.; vgl. vertiefend hierzu: Faltermaier/ Mayring/ Saup/ Strehmel 1992). Dies eröffnet Jugendlichen einen immensen Handlungsspielraum, der auf der einen Seite als Befreiung von einengenden normativen Vorgaben und damit als Chance verstanden werden kann, die Planung und Gestaltung des eigenen Lebens stärker den eigenen Bedürfnissen und Wünschen anzupassen. Andererseits bringt der Bedeutungsverlust institutioneller und gesellschaftlicher Normen im Hinblick auf die Gestaltung von Lebensentwürfen sowie deren Ablösung durch ein unübersichtliches Nebeneinander vielfältiger und teils widersprüchlicher Leitbilder auch einen Verlust an Halt mit sich. Die daraus resultierende Anforderung zur Entwicklung eines eigenen Lebensentwurfes erfordert ein hohes Maß an Eigeninitiative und Eigenverantwortung (Beck 1986:172; Gildemeister/ Robert 2008: 113).

Prägend im Hinblick auf Orientierungen Jugendlicher und deren Entwicklung von Lebensentwürfen kann die, in den Institutionen des Bildungssystems vorherrschende, „Rhetorik der Gleichheit“ angesehen werden: Im Bildungssystem gilt der Anspruch, dass allein Leistung zählt, wohingegen zugeschriebene Merkmale keine Relevanz besitzen. Gemeinsam mit dem Umstand, dass sich männliche und weibliche Jugendliche heutzutage in ihren Lebensentwürfen sowie in ihrem Freizeitverhalten stark ähneln (vgl. hierzu Krüger 2000: 46), könnte dies zu dem Trugschluss führen, sie seien auch in Bezug auf den Arbeitsmarkt gleich. Die These, dass Jugendliche auch über die Institutionen des Bildungssystems hinaus maßgeblich von dem darin proklamierten Gleichheitsversprechen ausgehen, wird durch empirische Studien gestützt, nach denen junge Frauen und Männer in der Regel wenig über soziale Ungleichheit, und damit einhergehend über die geschlechtliche Segregation am Arbeitsmarkt wissen. Über ein Bewusstsein in Bezug auf soziale Ungleichheit scheinen wenn, dann insbesondere jene Jugendlichen zu verfügen, die in ihrem bisherigen Leben selbst negativ von sozialer Ungleichheit betroffen waren oder für diese Thematik besonders sensibilisiert sind (Gildemeister/ Robert 2008: 111f.). Dennoch werden Jugendliche mit stereotypen Vorstellungen davon, wie Männer bzw. Frauen sind bzw. zu sein haben konfrontiert, die in starkem Kontrast zu dem Gleichheitspostulat im Bildungssystem stehen. Reproduziert werden Geschlechterdifferenzen in der öffentlichen Debatte auch, indem Mädchen und junge Frauen in Bezug

auf Technik und Naturwissenschaften in der Regel Defizite und unterentwickelte Potentiale unterstellt werden, die im Rahmen zahlreicher Programme und Initiativen hierzu geweckt und gefördert werden sollen<sup>14</sup>. Während sich weibliche Stereotype, wie sie vorrangig in den Medien transportiert werden, nur schwer in ein Selbstkonzept von Frauen integrieren lassen, innerhalb dem Beruf einen hohen Stellenwert einnimmt, widerspricht auch dieses Bild von Mädchen als „defizitäre“ Jungs ihrem Selbstverständnis. Programme und Initiativen, die Frauen für Technik begeistern sollen und ihnen damit unter anderem implizit Technikdistanziertheit unterstellen, stoßen bei ihrer Zielgruppe, die die Gleichheit der Geschlechter weitgehend als selbstverständlich unterstellt, entsprechend häufig Skepsis. Insbesondere ältere Mädchen und junge Frauen reagieren skeptisch auf solche Mädchenförderprogramme und lehnen diese als „subtile Form der Stigmatisierung durch Sonderangebote“ ab (Krüger 2000: 46).

Einfluss auf Orientierungen Jugendlicher, insbesondere junger Frauen in Bezug auf Beruf und Geschlecht kann weiterhin haben, dass das Thema Familie in der öffentlichen Debatte in der Regel als Frauen-Thema verhandelt wird. Damit ist gemeint, dass hierbei Fragen rund um Mutterschaft, weniger zu Vater- oder Elternschaft, in den Vordergrund gerückt werden, womit suggeriert wird, Familie sei vor allem im Leben von Frauen (weniger in dem von Männern) ein Thema und dabei tendenziell das zentrale. Den Diskussionshintergrund bildet damit die Annahme, dass die traditionelle geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung, die Frauen primär auf Familie und Haushalt verweist, die Normalität darstelle und darüber hinaus der Orientierung von Frauen entspreche. Geschlechterdifferente Berufs“wahlen“ werden in diesem Kontext mit einer angenommenen hohen Familienorientierung von Frauen erklärt. Damit einhergehend wird zugleich suggeriert, „Frauen“-Berufe ließen sich besonders gut mit Familie vereinbaren, wovon auch subjektorientierte Ansätze ausgehen (vgl. Gildemeister 2008: 136). Jedoch sind „Frauen“-Berufe per se keineswegs als familienfreundlicher anzusehen, eher das Gegenteil ist der Fall<sup>15</sup> (Nissen et al. 2003: 18). Auch wenn diese, der öffentlichen Debatte zum Thema Frauen, Beruf und Familie, zugrundeliegenden Annahmen an der

---

<sup>14</sup> Zum Gesamtüberblick hierzu existierender Programme, deren Intentionen und zugrundeliegenden Annahmen vgl. Schuste/ Sülzle/ Winkler et al.2004: 55-93.

<sup>15</sup> Vor allem weiblich segregierte Berufe wie Altenpflegerin, Friseurin oder Verkäuferin zeichnen sich durch Arbeitsbedingungen (Schichtarbeit, Wochenendarbeit, lange Arbeitszeiten) aus, die mit Familienverpflichtungen nur auf Kosten des Umfangs der Erwerbstätigkeit oder unter persönlichen Einschränkungen zu vereinbaren sind (vgl. hierzu Jurczyk 1993).

Lebenswirklichkeit junger Frauen vorbei gehen, können sie in deren Berufsfindung dennoch relevant werden: Dann da die „Wahl“ eines Frauenberufes von außen, unabhängig von konkreten Berufsinhalten, häufig als Ausdruck einer hohen Familienorientierung gedeutet wird, die im stereotypen Alltagsverständnis als typisch weiblich gilt, eignet sie sich hervorragend zur Darstellung und Inszenierung von Geschlecht, kurz: zum *doing gender*. Eine geschlechtstypische Berufswahl suggeriert damit nach außen hin die gelungene Entwicklung einer Geschlechtsidentität, die der eigenen Geschlechtszugehörigkeit entspricht und insofern mit vorherrschenden Vorstellungen davon, wie Frauen normalerweise sind, kompatibel ist. Aus diesem Grund werden geschlechtstypische Berufswahlen in der Regel nicht als begründungsbedürftig angesehen, während die Entscheidung für einen geschlechtsuntypischen Beruf stets einen hohen Legitimationsdruck nach sich zieht. Geschlechtsuntypische Berufswahlen bedeuten somit ein Verlassen von Normalpfaden, die nach außen hin zu rechtfertigen sind (Ostendorf 2005: 206ff.; Gildemeister 2008: 137).

Wie aus empirischen Untersuchungen hervorgeht, scheint die Attraktivität eines Berufes vor allem abhängig davon, inwiefern dessen „Label“ adaptierbar ist an gesellschaftlich vorherrschende bzw. im eigenen biografischen Kontext relevante Vorstellungen von Männlichkeit oder Weiblichkeit. Damit scheint die Vereinbarkeit der Geschlechtstypik des künftigen Berufes mit der eigenen Geschlechtszugehörigkeit im Rahmen der Berufs“wahl“ für Jugendliche als bedeutsam (Gildemeister 2008: 138).

Geschlechtsuntypische Berufe bürgen das Risiko in sich, als unweiblich bzw. unmännlich zu gelten und damit auch in Bezug auf das andere Geschlecht an Attraktivität zu verlieren. Dies sowie der hohe Rechtfertigungsdruck, den die Wahl eines gegengeschlechtlichen Berufes bedeutet, scheint vor allem in der Phase der Adoleszenz unattraktiv, da die Geschlechtsidentität in diesem Zeitraum häufig noch wenig gefestigt ist. Hierauf verweisen empirische Studien, laut denen insbesondere junge Frauen darum bemüht sind, dem Wunschbild ihres sozialen Umfeldes zu entsprechen (vgl. Hagemann-White 1992).

## **1.8. Zur Fragestellung der Untersuchung**

Angesichts der Vielzahl von Einflussgrößen, die in Berufsfindungsprozessen jeweils eine unterschiedlich hohe Relevanz haben können, ist es nicht gerechtfertigt, aus dem Ausbildungsberuf, den junge Frauen (und Männer) erlernen, automatisch Rückschlüsse auf deren individuelle Präferenzen, Interessen, Wünsche und Orientierungen bezüglich Beruf und Erwerbstätigkeit zu ziehen. Gegen eine solche Praxis spricht auch die mittlerweile sehr hohe Bildungs- und Berufsorientierung junger Frauen sowie die Nivellierung von Unterschieden hinsichtlich des Freizeitverhaltens und der Lebensentwürfe junger Frauen und Männer. Festzuhalten bleibt, dass gerade die Lebenswirklichkeit junger Frauen und deren Zukunftspläne im Widerspruch zu jenen Möglichkeiten stehen, die sich ihnen in hoch segregierten „Frauen“-Berufen bieten, in denen sie mehrheitlich eine Ausbildung absolvieren und anschließend erwerbstätig sind. Vor diesem Hintergrund ergeben sich folgende Fragen: Was wissen junge Frauen über die geschlechtliche Segregation am Arbeitsmarkt und wie gehen sie mit diesem Wissen um? Welche Vorstellungen haben sie von „Frauen“- bzw. „Männer“-Berufen und in welchem Verhältnis stehen diese zu kulturellen Leitbildern davon, wie Frauen und Männer normalerweise "sind"? Welche Bedeutung kommt „Frauen“- und „Männer“-Berufen im eigenen Berufsfindungsprozess zu? Diese untergeordneten Fragestellungen zielen jeweils auf die Erfassung unterschiedlicher Aspekte des Untersuchungsgegenstandes ab, auf den sich das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit richtet: übergeordnete Orientierungsmuster junger Frauen im Berufsfindungsprozess im Hinblick auf Beruf und Geschlecht.

## 2. Methodische Vorgehensweise

### 2.1. Das Gruppendiskussionsverfahren als Methode zur Datenerhebung

Zur Datenerhebung wurde das Gruppendiskussionsverfahren verwendet. Hauptsächlich, basierend auf Karl Mannheims Wissenssoziologie, entwickelte insbesondere Ralf Bohnsack dieses Verfahren im Rahmen der Analysen seiner 1984 bis 1987 durchgeführten Studie zur Rekonstruktion kollektiver Lebensorientierungen Jugendlicher weiter. Bohnsack versteht dieses als Verfahren zur Ermittlung kollektiver Orientierungen sowie den zugrundeliegenden existentiellen Hintergründen und Erfahrungen (Bohnsack/Schäffer 2001: 328f.). Zur Begründung der Auswahl dieser Erhebungsmethode sowie zum besseren Verständnis des Gruppendiskussionsverfahrens in der hier verwendeten Form, wird im Folgenden ein kurzer Überblick über die erkenntnistheoretischen Konzepte gegeben, auf deren Grundlage es entwickelt wurde.

Mannheim (1893-1947), einer der wichtigsten Vertreter der Wissenssoziologie, geht von der Annahme aus, dass Individuen die soziale Welt lediglich in einer bestimmten Aspekthaftigkeit, das heißt perspektivisch gebunden erfassen können. Inwiefern sich perspektivisch gebundene Denk- und Wahrnehmungsstrukturen von anderen unterscheiden und in welchem Spielraum sich damit das Erleben der Welt für ein Individuum bewegt, ist laut Mannheim abhängig von dessen Verortung im gesellschaftlichen Gefüge: Individuen, die sich in einer ähnlichen Klassen- oder Generationslage befinden, teilen dieselbe Weltanschauung und sind über diese in einer *konjunktiven Erfahrungsgemeinschaft* miteinander verbunden (Mannheim 1980, 2009). An diese Überlegungen anknüpfend, definiert Bohnsack *Peer Groups* als den „soziale[n] Ort jugendspezifischer Erfahrungsbildung und Selbstverortung“ (Bohnsack 1989: 11). Nach Bohnsack sind auch *Peer Groups* als konjunktive Erfahrungsräume anzusehen. Denn deren Mitglieder zeichnen sich nicht allein durch generationsspezifische, sondern darüber hinaus durch weitere Gemeinsamkeiten in entwicklungstypischer Hinsicht sowie bezogen auf deren Verortung im gesellschaftlichen Gefüge aus. Sie teilen demnach einen gemeinsamen existentiellen Hintergrund und sind mit ähnlichen Problemlagen konfrontiert (Bohnsack 1989). Dass sich die, einer konjunktiven Erfahrungsgemeinschaft gemeinsame, Weltanschauung unter anderem in einer gruppenspezifischen Sprache niederschlägt, indem entsprechende Bedeutungsgehalte gleichsam in der Sprache eingelagert sind, stellt eine



grundlegende Annahme Mannheims weiterer Überlegungen dar. Das Vermögen, diese Bedeutungsgehalte in der Sprache zu identifizieren, schreibt er dabei primär denjenigen zu, die selbst existentiell in dem entsprechenden konjunktiven Erfahrungsraum verankert sind (Mannheim 1980, 2009). Jedoch scheinen auch diese Menschen ihre eigene Weltanschauung, die sie mit anderen Individuen zu einer Art Schicksalsgemeinschaft vereint, niemals in ihrer Gesamtheit, sondern immer nur in Teilen erfassen zu können. Mannheim konstatiert hierzu, dass eine Weltanschauung als Ganzes „in keinem Kopfe vorhanden ist und dennoch in einem gewissen Sinne über der Gruppe schwebt“ (Mannheim 1980: 232). Im Hinblick auf die Frage, wie kollektive Orientierungen im Rahmen empirischer Untersuchungen ermittelt werden können, deutet sich somit bereits an, dass der Blick auf einzelne Individuen nicht ausreicht. Vielmehr scheint es notwendig, soziale Gruppen als Ganzes zu betrachten, da sich erst dann deren gemeinsam geteilte Weltanschauung wie in einer Art Puzzle zusammenfügt und erkennbar wird. Mannheims Überlegung, dass sich die, einer konjunktiven Erfahrungsgemeinschaft gemeinsamen, Betrachtungsweisen sowohl in einer spezifischen Sprache als auch in einer spezifischen Handlungspraxis niederschlagen, spitzt Bohnsack weiter zu: Gruppenspezifische Problemlagen und Orientierungen kommen demnach nirgendwo sonst so weitgehend und prägnant zum Ausdruck wie im kommunikativen Miteinander ihrer Mitglieder selbst (ebd. 1989, 2005: 277ff.).

## **2.2. Die Dokumentarische Methode der Interpretation als Analysemethode**

Die in den Gruppendiskussionen erhobenen Daten wurden mit Hilfe der *Dokumentarischen Methode der Interpretation* ausgewertet. Diese geht ursprünglich auf Mannheim zurück, der in ihr eine Möglichkeit sieht, atheoretisch bereits Erfasstes begrifflich zu explizieren und auf diesem Wege ins Theoretische übersetzen zu können. Laut Mannheim können Weltanschauungen, die sich in der Sprache ihrer Träger niederschlagen, auch für Nicht-Angehörige der entsprechenden konjunktiven Erfahrungsräume zugänglich werden. Dazu unterscheidet Mannheim zwischen drei Sinnebenen, die allem kulturell Geschaffenen – vom Kunstwerk bis zum menschlichen Handeln – zu eigen sind. Neben dem für jeden gleichermaßen zugänglichen Objektsinn, mit dem bezeichnet ist, was etwas faktisch ist, beinhalten Kulturgebilde auch einen intentionalen Ausdruckssinn, der angibt, was der Schaffende bzw. Handelnde selbst mit seinem Tun verbindet. Als

Dokumentsinn versteht Mannheim hingegen jenen Sinngehalt, in dem sich die mit einem praktischen Handeln einhergehende Weltanschauung manifestiert. Um Kulturgebilde vollständig erfassen zu können, plädiert er dafür, alle drei Sinnebenen gleichermaßen zu berücksichtigen (Mannheim 1964, 1980).

„Unterläßt man nämlich den objektiv vorliegenden Sinn nach den erwähnten Richtungen hin zu transzendieren, so ist der Gegenstand im Falle der Natur noch immer erfassbar, das Kulturgebilde bleibt aber sinnentleert“ (Mannheim 1964: 114).

Dabei besteht die Schwierigkeit des Interpretierens von Kulturgebildern darin, dass sich zunächst alle drei Sinnebenen als ein ineinander verwobenes Ganzes darstellen. Während allein die objektive Sinnebene für den Beobachter, Zuhörer oder Rezipienten direkt erfassbar ist, treten die übrigen beiden lediglich vermittelt über die objektive Sinnebene in Erscheinung (Mannheim 1964, 1980). Worauf es entsprechend bei der dokumentarischen Methode zur Interpretation kulturell hervorgebrachter Objekte ankommt, verdeutlicht Mannheim bezogen auf die sprachliche Ebene in folgendem Beispiel:

„Wenn ich den Ausdruck- oder Dokumentsinn der Rede meines Freundes verstehen will, so achte ich nicht so sehr auf den theoretischen Inhalt dessen, was er sagt, auf das ‚Was‘, sondern von Bedeutung wird mir zunächst, *daß* er gerade dies sagt (und nicht etwa einen anderen theoretischen Gehalt) und *wie* er es sagt“ (Mannheim 1964:137 [Hervorhebungen Im Original]).

Bohnsack entwickelt Mannheims dokumentarische Methode der Interpretation weiter und macht sie für die gegenwärtige qualitative Forschung fruchtbar, indem er unter anderem unterschiedliche, aufeinander aufbauende Analyseschritte ausformuliert (Bohnsack/Schäffer 2001: 328ff.). Laut Bohnsack treten gemeinsame Orientierungen Angehöriger derselben konjunktiven Erfahrungsgemeinschaft im kommunikativen Miteinander insbesondere dann in Erscheinung, sobald der Diskurs eine gewisse Selbstläufigkeit erreicht. In diesem Fall kommt es zu einem „diskursive[n] Einpendeln auf Erlebniszentren, in denen der Fokus kollektiver Orientierung gefunden werden kann“ (Bohnsack 2005: 379 [Hervorhebungen im Original]). Dabei werden kollektive Orientierungen insbesondere im Rahmen so genannter *Fokussierungsmetaphern* erkennbar. Hierunter sind Passagen zu verstehen, die sich zum einen durch eine vergleichsweise hohe interaktive Bezugnahme der Beteiligten aufeinander auszeichnen. Dem, in diesen Passagen Thematisierten, schenkt die Gruppe damit ihre besondere Aufmerksamkeit, was darauf hinweist, dass es sich hierbei um etwas handelt, das im Hinblick auf den gemeinsamen, existentiellen Hintergrund der Gruppe von zentraler Bedeutung ist. Zum anderen zeichnen sich Fokussierungsmetaphern durch eine hohe metaphorische Dichte aus: In vergleichsweise

bildhaften Erzählungen und Beschreibungen werden gemeinsame Problemlagen der Gruppe, genauer gesagt aktuelle Handlungs- und Orientierungsprobleme, zum Ausdruck gebracht (Bohnsack 2005: 374f.; ebd. 2007: 42; ebd./ Schäffer 2001: 333).

Die dokumentarische Methode der Interpretation setzt sich aus vier Analyseschritten zusammen: Der *formulierenden Interpretation*, der *reflektierenden Interpretation*, der Diskursbeschreibung und der Typenbildung. Dabei entspricht die Unterscheidung zwischen formulierender und reflektierender Interpretation Mannheims Unterscheidung zwischen Objektsinn bzw. immanenten (wörtlichen) Sinn, der sich auf das *Was* bezieht auf der einen Seite und dem Dokumentsinn auf der anderen Seite, der sich auf das *Wie* bezieht und Aufschluss über die Weltanschauung einer Gruppe gibt. Entsprechend geht es in der *formulierenden Interpretation* darum, über das Herausarbeiten einer thematischen Struktur des Diskurses sowie über die inhaltliche Verdichtung der einzelnen Passagen zunächst einen umfassenden Überblick über den Diskursverlauf zu gewinnen und *Fokussierungsmetaphern* identifizieren zu können (Bohnsack 2007: 32ff., 64f.; Bohnsack/Schäffer 2001: 333f.). Während damit im Rahmen der *formulierenden Interpretation* eher deskriptiv vorgegangen wird, zielt die *reflektierende Interpretation* dagegen auf das ab, was bereits laut Mannheim die dokumentarischen Methode auszeichnet: Die Ebene des Impliziten, in der sich gruppenspezifische Sinnmuster und Bedeutungsgehalte dokumentieren, explizit zu machen und im Zuge dessen den übergreifenden Orientierungsrahmen, innerhalb dem sich die Gruppe in einer spezifischen Art und Weise an einer Thematik abarbeitet, herauszuarbeiten. Dabei ist erstens die Diskursorganisation, das heißt die interaktive Bezugnahme der Beteiligten aufeinander sowie der Diskursverlauf mit einzubeziehen. Gegenstand der *reflektierenden Interpretation* ist zweitens, den metaphorischen Gehalt von Erzählungen und Beschreibungen zu entschlüsseln (Schäffer 2006: 289f.; Bohnsack/Schäffer 2001: 333f.). Damit die herauszuarbeitenden gruppenspezifischen Orientierungsmuster an Kontur gewinnen, nimmt in dieser Phase der Analyse die Kontrastierung des Falles mit anderen Fällen einen hohen Stellenwert ein. In der Diskurs- oder Fallbeschreibung werden die zuvor einzeln analysierten Aspekte in einer Gesamtcharakteristik des Falls wieder zusammengeführt, wobei es vor allem auf die Explikation der herausgearbeiteten gemeinsamen Orientierungen der Gruppe ankommt. Die in die Analyse miteinbezogenen Fälle gilt es schließlich im Hinblick auf unterschiedliche Bedeutungsdimensionen zueinander in Bezug zu setzen. Dazu wird ein Fall – jeweils bezogen auf bestimmte Aspekte – verschiedenen Typiken zugeordnet und dabei

als Dokument und Beispiel der, ihm übergeordneten, Typologie betrachtet (Bohnsack 2007: 3.1.; Schäffer 2006:289f.).

### 2.3. Sampling

Für die Gruppendiskussionen wurden ausschließlich Schülerinnen aus Abschlussklassen von Haupt- und Realschulen ausgewählt. Damit weisen alle Gruppen zunächst nicht nur generationsspezifische, sondern auch entwicklungsspezifische Gemeinsamkeiten auf: Alle Jugendlichen stehen kurz vor dem Übergang von der Schule in die Berufswelt. Insofern ist davon auszugehen, dass die jungen Frauen bereits im Kontext Schule mit dem Thema Berufswahl konfrontiert wurden. Auch wenn der Besuch einer weiterführenden Schule in Betracht gezogen wird oder geplant ist, ist davon auszugehen, dass sich die Teilnehmerinnen bis zu einem gewissen Grad bereits auch persönlich mit der Frage auseinandergesetzt haben, welchen Beruf sie erlernen möchten. Dies ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass Diskussionen hierzu ein gewisses Maß an Selbstläufigkeit erreichen, so dass gemeinsame Orientierungen erkennbar werden. Um möglichst reichhaltiges Datenmaterial und damit die Möglichkeit zur Kontrastierung sowohl sehr ähnlicher als auch sehr verschiedener Fälle zu erhalten, die Aufschluss über Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Orientierungen junger Frauen in Bezug auf Beruf und Geschlecht geben können, wurden die Gruppen anhand zwei weiterer Kriterien ausgewählt. Erstens wurden die Gruppen danach unterschieden, welchen konkreten Bildungsabschluss die Teilnehmerinnen zum Erhebungszeitpunkt jeweils anstreben und inwiefern sie darauf bezogen demselben Bildungsmilieu zuzurechnen sind. Das zweite Auswahlkriterium betrifft die Frage, ob die Teilnehmerinnen zum Erhebungszeitpunkt jeweils in der Stadt oder auf dem Land leben und welchen Sozialraum sie damit angehören. Aus den insgesamt acht geführten Gruppendiskussionen ergibt sich folgende Verteilung:

	<b>Hauptschule</b>	<b>Realschule</b>
<b>Dorf</b>	Entringen Gomadingen	Neuffen1 Neuffen2
<b>Stadt</b>	Reutlingen Tübingen	Esslingen Böblingen

## **2.4. Feldzugang und Ablauf der Gruppendiskussionen**

Zur Rekrutierung von Teilnehmerinnen wurde mit der Schulleitung der entsprechenden Haupt- und Realschulen telefonisch Kontakt aufgenommen und das Forschungsvorhaben geschildert. Sofern Interesse an einer Zusammenarbeit bestand, wurden alle Schülerinnen der Abschlussklassen über das geplante Gespräch, den thematischen Inhalt (Berufe und Berufswahl im Allgemeinen) sowie über Zweck und Ablauf des Gesprächs informiert. Über die KlassenlehrerInnen wurde schließlich mit den Schülerinnen, die an einer Teilnahme interessiert waren, ein Termin für die Gruppendiskussionen vereinbart. An jeder Diskussion nahmen, je nachdem wie viele Freiwillige sich gemeldet hatten, vier bis sechs junge Frauen teil. Die Gruppendiskussionen wurden während der regulären Unterrichtszeit in einem von der Schule zur Verfügung gestellten Raum geführt und dauerten jeweils circa eine Stunde. Die Teilnehmerinnen wurden vor Beginn der Gruppendiskussionen darüber informiert, dass das gesamte Gespräch aufgezeichnet, alle Namen im Anschluss daran verändert und die Daten vertraulich behandelt werden. Als Diskussionsimpuls dienten verschiedene Informationsmaterialien zum Beruf MechatronikerIn (vgl. 2. 4.). Vor dem offiziellen Beginn der Diskussionen bekamen die Gruppen jeweils etwa fünf Minuten Zeit, um sich in Abwesenheit der Diskussionsleitung mit dem Anschauungsmaterial vertraut zu machen. Diese Einarbeitungsphase diente auch der Gewöhnung der Teilnehmerinnen an die, für sie vermutlich ungewohnte, Aufnahme-situation. Darüber hinaus sollten damit bereits in dieser frühen Phase selbstläufige Diskussionen innerhalb der Gruppe gefördert werden, die – so die Annahme – sich aus spontanen Reaktionen zum Anschauungsmaterial zumindest anfangs eher ergeben würden, wenn die Gruppe unter sich ist.

Die Leitung der Gruppendiskussionen orientierte sich weitgehend an den von Bohnsack ausgearbeiteten Prinzipien, die primär darauf abzielen, eine Selbstläufigkeit des Diskurses zu initiieren und zu fördern, und entsprechend so wenig wie möglich in den Diskurs einzugreifen (Bohnsack 2005: 380ff.; Bohnsack/ Schäffer 2001: 332f).

## 2.5. Berufsinformationsmaterialien als Diskussionsstimulus

Als Diskussionsimpuls dienten Auszüge aus drei unterschiedlichen Berufsinformationsmaterialien, in denen jeweils der Beruf MechatronikerIn vorgestellt wird, der mit einem Frauenanteil weit unter 10% als hochgradig männlich segregierter Beruf gilt (Cornelißen 2005: 55). Mit einbezogen wurde erstens die Kurzbeschreibung aus dem Online-Berufsinformationsportals *BERUFENET* der Bundesagentur für Arbeit, einschließlich einiger dazugehöriger fotografischer Abbildungen. Aus der Broschüre *Von wegen: Nix für Mädchen!* des Wirtschaftsministeriums Baden-Württemberg sowie aus der Broschüre *Style your future* des Verlags BW Bildung und Wissen Verlag und Software GmbH wurde jeweils die Titelseite sowie die Beschreibung des Berufes „Kfz-MechatronikerIn“ bzw. die Beschreibung von Mechatronik- und Elektronikberufen im Allgemeinen als Diskussionsstimulus verwendet. Die ausgewählten Auszüge unterscheiden sich voneinander sehr stark in Bezug auf folgende Fragen: Wie ist die Aufmachung insgesamt gestaltet und welche Zielgruppe soll damit angesprochen werden? Welche Informationen sind enthalten und in welcher Form wurden sie aufbereitet? Wird der Beruf aus einer Außen- oder aus einer Innenperspektive beschrieben? Wird – in welcher Form auch immer – Geschlecht in Bezug auf Beruf relevant gesetzt und wenn ja, wird dabei auf stereotype Vorstellungen in Bezug auf Beruf und/ oder Geschlecht Bezug genommen? Indem das Anschauungsmaterial in Bezug auf diese Fragen ein weites Spektrum abdeckt, soll zum einen das Interesse der Gruppen am Thema *Berufswahl und geschlechtsuntypische Berufe* geweckt werden. Gleichzeitig soll aber ein zu starkes Lenken in eine bestimmte Richtung vermieden und stattdessen, durch das Angebot unterschiedlicher Sichtweisen auf ein und denselben Beruf, die jeweilige Gruppe dazu animiert werden, ihre eigene Sicht der Dinge zur Sprache zu bringen.

## 3. Forschungsergebnisse – Einzelfallanalysen

### 3.1. Einleitung

Im Folgenden werden zunächst die Fallbeschreibungen zu den Gruppendiskussionen vorgestellt, deren Teilnehmerinnen auf dem Land leben und dort eine Schule besuchen. Dem schließen sich die Fallbeschreibungen der Gruppendiskussionen an, die dort geführt wurden, wo auch deren Teilnehmerinnen leben und eine Schule besuchen, in der Stadt. Zu Beginn jeder Fallbeschreibung wird zur besseren Orientierung zunächst ein kurzer Überblick über die wichtigsten Merkmale der jeweiligen Gruppendiskussion gegeben. Dabei wird auf Besonderheiten im Diskussionsverhalten der Teilnehmerinnen, in der Diskursorganisation sowie in Bezug auf den Diskursverlauf in dramaturgischer sowie thematischer Hinsicht eingegangen.

Dem folgt jeweils eine sequenzielle Analyse der für die einzelnen Gruppendiskussionen jeweils zentralen Passagen. In die Analyse einbezogen wurden jene Passagen, die sich neben einer Relevanz im Hinblick auf die Untersuchungsfrage, durch eine vergleichsweise hohe interaktive sowie metaphorische Dichte auszeichnen. Denn vor allem in der interaktiven Bezugnahme der Teilnehmerinnen aufeinander müssten die Gemeinsamkeiten ihrer Orientierungen in Bezug auf Beruf und Geschlecht am deutlichsten zu Tage treten. Zudem ist davon auszugehen, dass in diesen Passagen jene Themen zu Beruf und Geschlecht zur Sprache kommen, die im Erfahrungsraum der jeweiligen Gruppe von besonderer Bedeutung sind. Darüber hinaus müssten in solchen Passagen die einer Gruppe jeweils gemeinsamen Handlungs- und Orientierungsprobleme in Bezug auf Beruf und Geschlecht besonders anschaulich zum Ausdruck gebracht werden.

### 3.2. Fallbeschreibung Entringen

An der Gruppendiskussion in Entringen nehmen fünf Schülerinnen teil, die dort die Abschlussklasse einer Hauptschule besuchen. Die Beteiligung der Mädchen an der Diskussion ist insgesamt ausgeglichen, wobei sich diese im Vergleich zu den anderen sieben Gruppendiskussionen durch ein geringes Maß an Selbstläufigkeit auszeichnet und häufig ins Stocken gerät. Erst über die Eingangspassage hinaus finden sich Diskussionen zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe, zu denen es – verglichen mit den anderen sieben Gruppen – eher selten kommt. Diskussionen hierzu scheinen insbesondere von jener Teilnehmerin gemieden und untergraben zu werden, die über das höchste Interesse an technischen Berufen und über die meisten praktischen Erfahrungen darin verfügt. Die Passage mit der höchsten interaktiven und metaphorischen Dichte stellt jene dar, in der sich die Gruppe gegenüber technischen Berufen positioniert. In dieser Passage findet ein starker Bezug auf den eigenen Erfahrungsraum statt und es werden Unterschiede in den Orientierungen der Teilnehmerinnen in Bezug auf Beruf und Geschlecht erkennbar, die ansonsten eher verdeckt bleiben.

#### ***Bedeutung personalisierter Berufsdarstellungen – „Des könnten ja auch wir sein!“ (Z.402)***

Im folgenden Auszug der Eingangspassage zeigt sich bereits das Charakteristische am Diskussionsverhalten der Teilnehmerinnen in der Gruppendiskussion insgesamt:

*Anna: Also ich hab so `ne Broschüre, da geht`s um ähm, (..) Mädchen in Männerberufen. (...) Ich fand`s einfach mal ganz (.) gut ähm, zu sehen, wie die halt (.) die Bilder auch zu sehen. Wie die des halt machen [...]. Zum Beispiel die hier macht ähm Kfz-Mechatronikerin (...) und, ja. Is schon mal ganz spannend. (...) Weil`s eigentlich echt irgendwie (.) ganz selten is, (..) dass Mädchen so was machen (...) ja. [...]*

*Ahu: Ähm, bei dieser Broschüre geht`s darüber, über den Beruf MechatronikerIN. Da steht halt drinne, was die halt, was, was die arbeiten. Also mit was die arbeiten. Also die arbeiten mit mechanischen, elektrischen und elektronischen Geräten. (...) Und mit komplexen (.) und die, ja (.) mit komplexen Systemen zusammen. (...) Ähm, sie installieren Steu-er-ungs-soft-wares, soft-waren. (...) Und des, dieser Beruf, der is`n anerkannter Ausbildungsberuf. Also den kann man aus ähm, hmmm, also als Ausbildung machen.[...]*

*Nadja: Ja. Des is so ähnlich wie bei Anna. Des is auch für (.) also (..) des is eigentlich typisch für Jungs die Arbeit, aber halt (..), dass auch die Frauen des machen, also (.) hier war Thema: Mechatroniker und (.) und Strom (..)*



*Aysegül: Ja. Und wir haben gesehen, dass halt viele Bilder sind und Diagramme. Da wird viel erklärt und Internetseiten, was uns gefallen hat, wo man nachschauen kann. (Z.222-289)*

Anna greift in ihrem Beitrag den Topos des Anschauungsmaterials „Frauen in „Männer“-Berufen“ bestätigend auf und stellt einen persönlichen Bezug dazu her, indem sie erklärt, was ihr persönlich am Anschauungsmaterial gefallen hat. Aufbauend auf der Annahme, dass es etwas Besonderes, weil Seltenes darstellt, dass Frauen in männlich konnotierten technischen Berufen tätig sind, äußert Anna ein diffuses Interesse im Hinblick darauf, „wie die des halt machen“ (Z.224), wobei offen bleibt, was konkret hiermit gemeint ist. In ihrer ebenfalls sehr diffusen Bezeichnung technischer Berufe als „des“ (Z.224) und „so was“ (Z.233f.), deutet sich eine gewisse Distanz gegenüber diesen an. Im Gegensatz zu Anna, die Geschlecht in ihrem Beitrag relevant setzt, bezieht sich Ahu nur implizit hierauf, indem sie die weibliche Endung innerhalb der Berufsbezeichnung „*MechatronikerIN*“ (Z.245) stark überbetont. Weder knüpft sie an Annas Beitrag an, noch nimmt sie in ihrer Antwort persönlich Stellung zum Topos des Anschauungsmaterials. Stattdessen versucht Ahu möglichst detailgetreu den Inhalt des BN-Auszuges zu reproduzieren, was stark an eine typische Schulsituation erinnert. Dasselbe gilt für Maria, die anschließend gemeinsam mit Ahu auf einige im BN-Auszug enthaltene Abbildungen eingeht. Dies geschieht ebenfalls in rein deskriptiver Weise, ohne einen persönlichen Bezug zum Thema. Dasselbe gilt für Aysegül, die in ihrem Beitrag auf verschiedene formale Aspekte des SYF-Auszuges eingeht (vgl. Z. 289-303).

Neben Anna ist es allein Nadja, die sich zum Topos des Anschauungsmaterials „Frauen in „Männer“-Berufen“ äußert und dabei als Gemeinsamkeit des NFM- und SYF-Auszuges anführt, dass die darin vorgestellten Berufe vorgestellt normalerweise in den Zuständigkeitsbereich von Männern fallen („*des is eigentlich typisch für Jungs*“, Z.280f.). Der darauf bezogene und inhaltlich hierzu im Widerspruch stehende Nachschub, dass „*aber halt (...), auch die Frauen des machen*“ (Z.281), stellt angesichts fehlender Erläuterungen vermutlich eine Orientierung an der Norm der „Political Correctness“ dar. Die insgesamt starke Orientierung am Anschauungsmaterial bzw. die Tatsache, dass die Herstellung eines persönlichen Bezuges zum übergeordneten Diskussionsthema die Ausnahme bleibt, setzt sich im weiteren Diskussionsverlauf fort. Auf die Frage hin, was der Gruppe am Anschauungsmaterial gefallen habe, ergibt sich das folgende Gespräch:

*Ahu (leise): Gar nichts.*

*Anna: Also ich fand auch, war schön bunt, war ansprechend, also auch gemacht irgendwie, find ich. Also auch irgendwie private Sachen von dem Mädchen (..) kamen zur Sprache. Ja. Also ich fand`s irgendwie (..) auch schön (...) irgendwie gemacht (.) des ganze Heftchen.*

*[...]D (Zu Ahu) Fandsch s net so toll?*

*Ahu: (verneinend): Mmmmmm.*

*D: Jaaa? Kannste `n bisschen mehr dazu sagen?*

*Ahu: Weil des sieht einfach so viel Text aus. Und na hat mer halt irgendwie keine Lust des zu lesen. (Z.312-328).*

Nachdem Ahu eine Antwort ihrerseits verweigert und sich nun auch Anna zunächst auf Formales bezieht, erklärt sie anschließend, dass ihr im NFM-Auszug die Vorstellung der Kfz-Mechatronikerin Victoria H. besonders gefallen habe. Auch hier fasst sie sich zum einen sehr knapp und bleibt zum anderen in ihren Äußerungen sehr vage („irgendwie private Sachen“, Z.315). Einen Hinweis darauf, inwiefern die angesprochene Kfz-Mechatronikerin für Anna als Privatperson von Interesse scheint, gibt Annas Antwort aus Eingangspassage – in der sie die These aufstellt, dass es „*eigentlich echt irgendwie ganz selten is (...), dass Mädchen so was machen*“ (Z.233f.). Unter Berücksichtigung dieser scheint hier die Frage angesprochen, wodurch sich berufsdeviante Frauen über das Berufliche hinaus auszuzeichnen scheinen. Darauf deutet auch hin, dass Anna von Victoria H. als „*dem Mädchen*“ (Z.315) spricht und sie somit an dieser Stelle offenbar primär als Angehörige der weiblichen Geschlechtsgruppe und weniger als Repräsentantin eines spezifischen Berufs anzusehen scheint. Im Unterschied zu allen anderen Gruppen, in denen sich – sofern diese Frage angeschnitten wird – hierzu stets rege Diskussionen entwickeln, lässt die Gruppe Annas Initiierung des Themas „Wie sind Frauen in „Männer“-Berufen?“ hier ins Leere laufen. Auch im weiteren Diskussionsverlauf wird dieses nicht mehr aufgegriffen. Stattdessen wechselt Ahu das Thema, indem sie sich wiederholt auf rein Formales bezieht und erklärt, was sie darauf bezogen im BN-Auszug stört. Auch auf die Frage hin, was im NFM-Auszug gut gefallen hat, nennen alle Teilnehmerinnen ausschließlich Formales (vgl.350- 380), obwohl gerade hier ein Aufgreifen Annas Beitrags nahe gelegen hätte. Zwar bezieht sich Aysegül in der Fortsetzung dieser Passage unter anderem positiv auf persönliche Erfahrungsberichte zu Berufen als Informationsquelle, jedoch dethematisiert sie dabei – ebenso wie nun auch Anna – Geschlecht:

*Aysegül in Bezug auf die SYF-Broschüre: „Is auch mal interessant so was zu sehen (4) ja, und Interviews (.) find ich manchmal interessant. [...] Interviews weil die mehr persönlich sind (.) eigene Meinung. Und Farben, die sind halt ansprechender.*

D zu Anna: „Das hast du ja auch gesagt, glaub ich, dass du `s gut fandest dass es ein bisschen persönlicher is. Also grad, dass des Mädels von ihren eigenen Erfahrungen erzählt und so. [...] Könnt ihr nochmal `n bisschen genauer sagen, wieso ihr des jetzt (.) ähm besser findet als jetzt bei dem BERUFENET zum Beispiel?

Anna: Ja, also ich find des halt jugendlich! So wie wir! Und irgendwie, des passt dann (.) gut, einfach. Weil die, irgendwie (..) ähm, des könnten ja auch wir sein! [...] Das war ganz spannend mal (..) was über die zu erfahren (...) auch wenn wir die gar nicht kennen (4).

D: Also einfach (..) halt (.) die Sichtweise von Leuten aus eurem Alter?

Anna: Genau. [...]

Aysegül: Is halt besser wenn des Leute aus unserem Alter erzählen, anstatt Leute, die wo vierzig, fünfzig sind. (Entringen, Z.379 – 418)

Anstelle von „Geschlecht“, das Anna kurz zuvor in ihrem Bezug auf das Anschauungsmaterial noch relevant setzt, wird nun in Bezug auf personalisierte Berufsdarstellungen „Alter“ eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Demnach scheinen diese dann besonders attraktiv, wenn die darin berichtenden Personen derselben Altersklasse angehören wie die Rezipienten, so dass diesbezüglich die Möglichkeit zur Identifikation gegeben ist. Dass gerade diese These nun von der Gruppe bestätigend aufgegriffen wird, wirft den Verdacht auf, dass hier das Thema Frauen und „Männer“-Berufe gemieden zu werden scheint. Aufschluss darüber, inwieweit diese These zutrifft gibt insbesondere die nachfolgenden Passage, innerhalb der zum Ausdruck kommt, inwieweit technische Berufe für sie persönlich (ir)relevant erscheinen.

***Positionierungen gegenüber technischen Berufen – „Die meisten Mädchen mögen ja eher nicht so Berufe, wo man sich schmutzig macht.“ (Z.1995)***

Das Thema der nachfolgenden Passage initiiert Anna im Zuge ihrer persönlichen Stellungnahme gegenüber Technik bzw. technischen Berufen:

Anna: Also des is, also Technik, da bin ich gar nicht gut. Also (.) würd gar nicht [Spaß machen

Nadja: Nix von diesen ( )] find ich auch!

Ahu: Aber Ding, KFZ-Mechaniker macht schon Spaß!

Anna: ECHT? Hasch mal gemacht?

Ahu: Ja.

Nadja: Wieso findest du, dass es Spaß macht? (Z.430- 441)

Anna grenzt sich hier eindeutig nicht etwa von spezifischen technischen Berufen, sondern offenbar von Technik im Allgemeinen auch über das Berufliche hinausgehend ab. Ausgehend von der verallgemeinerten und diffus formulierten These, dass sie darin „gar nicht gut“ (Z.430) sei, kommt sie zu dem Schluss, dass sie an Technik keinen „Spaß“

(Z.430) hätte, wobei die Verwendung des Konjunktivs – der auch zur Beschreibung von Unwahrscheinlichem gebraucht wird – ihre Abgrenzung noch einmal zusätzlich verstärkt. Indem sie in ihrer schlechten Selbsteinschätzung diesbezüglich stark übertreibt, diese gleichzeitig sehr bestimmt und normalisierend vorträgt, kokettiert sie geradezu mit ihrer selbst konstatierten technischen Inkompetenz. Darin deutet sich einerseits an, dass diese selbst gerade nicht negativ im Sinne eines Defizits zu verstehen scheint: Anna recurriert hier implizit auf stereotype Vorstellungen von Technikkompetenz als „männlich“ und stellt sich darüber als weiblich dar (vgl. hierzu auch Z.507- 518). Indem Kokettieren mit technischer Inkompetenz deutet sich andererseits an, dass Anna im Hinblick auf stereotype Vorstellungen von Berufseignung als geschlechtsspezifisch, auf die sie hier implizit auch Bezug nimmt, von einer sozialen Akzeptanz innerhalb der Gruppe ausgeht. Diese Antizipation bestätigt sich tatsächlich auch, indem aus der Gruppe keinerlei Nachfragen oder erstaunte Reaktionen folgen. Stattdessen stimmt Nadja dem explizit zu, schließt sich dieser implizit an und bezieht sie auf alle im Anschauungsmaterial dargestellten Berufe. Lediglich Ahu stellt dies sehr vorsichtig und nur zum Teil in Frage, indem sie den Beruf Kfz-MechanikerIn diesbezüglich als Ausnahme anführt, damit einerseits Interesse diesbezüglich andeutet, andererseits jedoch Annas und Nadjas These insgesamt bestätigt. In Folge ihrer vagen Abgrenzung von der Gruppenmeinung, der sich auch die anderen beiden Teilnehmerinnen implizit anschließen, wird Ahu einem hohen Legitimationsdruck ausgesetzt, der deutlich macht, dass sie sich mit ihrer Äußerung offenbar nicht mehr im Orientierungsrahmen der Gruppe bewegt. Diesem Legitimationsdruck gibt Ahu schließlich nach und begründet ihre Sichtweise, die sie auf praktische Erfahrungen im Beruf Kfz-MechanikerIn stützt:

*Ahu: Jaaa, daaa lernt man halt so vom Auto (..) also kann man auch näher kennen lernen und (..) die Sachen und so, was im Auto drin ist (..) und wie des halt so läuft, wenn, also (..) reparieren und so. Des macht dann auch Spaß (..) also.*

*D: Mhm. Hast du schon mal, hast du da `n Praktikum oder so was?*

*Ahu: Mhm, ja ( ) [...] Des war dann auch voll gut (.) außer die Zeiten (lacht). Musste man viel arbeiten.*

*D: Ah ja! Da hast du ja schon so `nen richtigen Einblick bekommen, wie `s da so abläuft und so (.) und (..) kannst du da dann nochmal sagen (.) äh (.) was da so am Besten (..)*

*Ahu: Den Beruf?*

*D: den Beruf darstellt. So wie du des auch erlebt hast?*

*Ahu: Mhm. Ja, also des is (.) also des is so: Also da war `n Mädchen, die hat erst also im Büro gearbeitet und dann is die zum, also gekommen (..) und die Autos und so, ja Werkstatt. Also erst is` die im Büro und dann im Werkstatt und so. Des hat mir auch*

*voll gut gefallen. Erst so sauber, danach dreckig (lacht). Und, ja (.) und dann ham halt, da waren auch so (.) Ausländer, die ham auch (.) viel gesungen und so. Des fand ich auch voll (lacht). Des fand ich auch voll witzig. Und, jaaa (..) `s war eigentlich schon (.) sehr schön und so. (...) Da ham die mir halt alles gezeigt (.) wie man Öl wechselt uuund, hat ich, hab ich auch mal gemacht. Ja, `s hat eigentlich viel Spaß gemacht. (Z.443- 478.)*

Die Frage, weshalb ihrer Meinung nach der Beruf Kfz-MechanikerIn Spaß macht, begründet Ahu mit dem Lernaspekt: Danach geht mit dem Aneignen von Wissen („kennen lern[en]“, Z.443) – wofür sie konkret den Aufbau als auch die Funktionsweise von Kraftfahrzeugen nennt – eine zunehmende praktische Handlungsfähigkeit bzw. Problemlösungskompetenz („reparieren“, Z.445) einher, die Ahu hier als Spaß fasst. Damit versteht sie Technikkompetenz offenbar als etwas grundsätzlich Erlernbares und – im Unterschied vor allem zu Anna – nicht als geschlechtsspezifisch. Auch innerhalb der Beschreibung ihres Praktikums in einer Kfz-Werkstatt, auf das sie sich ausschließlich positiv bezieht, dethematisiert sie Geschlecht und bezieht sich weder auf Stereotype von „Männer“-Berufen, noch auf Stereotype darin tätiger Männer: Ahu stellt ihre männlichen Kollegen nicht etwa als ungesellige, unkommunikative, eigenbrötlerische oder von Konkurrenzdenken beherrschte Menschen dar, die die Werkstatt als ihr „Revier“ gegenüber Frauen verteidigen, sondern erzählt stattdessen, dass sie von diesen sehr gut aufgenommen und in das Alltagsgeschäft mit einbezogen wurde, und dass die Arbeitsatmosphäre dort eine sehr lockere und gesellige war, die eher an Lagerfeuerabende erinnert habe als an Arbeitsalltag. Darüber hinaus bezeichnet sie ihre Kollegen als „Ausländer“ (Z.471), womit Ahu, die selbst über einen Migrationshintergrund verfügt, stärker die Gemeinsamkeiten mit diesen betont und – Geschlecht irrelevant setzend – Unterschiede dagegen in den Hintergrund rücken lässt. Dass Ahu zu Stereotypen in Bezug auf Frauen und „Männer“-Berufe dennoch ein ambivalentes Verhältnis zu haben scheint, zeigt sich darin, dass sie sich nicht etwa klar von diesen Stereotypen abgrenzt, sondern in ihrer Erzählung gleichzeitig darum bemüht scheint, sich selbst als konform mit tradierten Weiblichkeitsvorstellungen in Bezug auf Beruf darzustellen. Ein erster Hinweis darauf ist, dass sie sich von ihrer einstigen Rolle als Praktikantin in einem „Männer“-Beruf sehr stark zu distanzieren scheint, indem sie von sich selbst in diesem Zusammenhang in der dritten Person Singular spricht und sich darüber hinaus in ihrer Erzählung nicht über den Kontext Praktikum, sondern über ihre Geschlechtszugehörigkeit als Mädchen definiert. Erst in ihrem Resümee („Des hat mir auch voll gut gefallen“, Z.466f.) wird erkennbar, dass sie hier von sich selbst spricht. Zweitens weist auch ihre mehrfache,

explizite Betonung, dass ihr Praktikum nicht etwa nur einen Aufenthalt in der Werkstatt, sondern ebenso einen im Büro einschloss, und dass gerade die Integration dieser beiden sehr unterschiedlichen Stationen in ihr Praktikum dessen Reiz ausgemacht hätte, auf eine Orientierung an tradierten Weiblichkeitsvorstellungen hin. Denn Praktikumsinhalte werden ausschließlich bezogen auf die Werkstatt erwähnt, („wie man Öl wechselt“, Z.477), womit sich die Frage stellt, welche Funktion der explizite Verweis auf das Büro als gleichwertige Praktikumsstation hier einnimmt. Indem Ahu diese beiden Räume zueinander antagonistisch als „sauber“ (Z.467) und „dreckig“ (Z.467) charakterisiert, scheint sie „Büro“ in ihrer Erzählung als Metapher für das „Weibliche“ im tradierten Sinne zu verwenden, innerhalb dem Sauberkeit und Schönheit einen hohen Stellenwert einnehmen, während die „Werkstatt“ analog dazu offenbar das „Männliche“ symbolisiert. Für eine Orientierung an tradierten Weiblichkeitsnormen spricht weiterhin, dass sich Ahu hier erst auf mehrfache Nachfragen D<sup>16</sup> 's hin als einstige Praktikantin in einem „Männer“-Beruf zu erkennen gibt, was nicht mit negativen Erfahrungen im Praktikum erklärt werden kann, da sie bereits zuvor klarstellt „Des war dann auch voll gut“ (Z.453). Eine Erklärung hierfür wäre entsprechend, dass sie befürchtet, angesichts ihres geschlechtsuntypischen Praktikums gewissermaßen als Abweichlerin von Weiblichkeitsnormen angesehen zu werden, die somit auch für sie selbst handlungsleitend werden. Diesem Verhalten Ahus entspricht, dass sie sowohl in der Eingangs- als auch in der darauffolgenden Passage diejenige ist, die im Anschluss an Annas Initiierung des Themas Frauen in „Männer“-Berufen die Aufmerksamkeit davon weg und hin auf Formales lenkt, obwohl gerade sie angesichts ihrer positiven Erfahrungen viel zu diesem Thema zu sagen hätte. Dass Ahu früher ernsthaft mit dem Gedanken gespielt hat, den Beruf Kfz-Mechanikerin zu erlernen, wovon sie mittlerweile jedoch Abstand nimmt, zeigt sich im folgenden Beitrag aus der Abschlussrunde der Diskussion:

*„Also ich find den Beruf nich schlecht, weil (.) früher hab ich mich auch richtig interessiert. (..) Des mach ich immer noch zwar, mit meim Vater so (.) an Autos machen wir schon, aber (..) des is halt (.) nich so `n Beruf, des wo ich (.) auf Dauer machen würd.(.) Ich (.) ich würd (..) es also nich jeden Tag gern, wenn ich richtig hingehen würd. (..) Also hobbymäßig find ich des schon (.) besser“ (Z.1999- 2003).*

Nadja, die kurz zuvor noch von Ahu sehr vehement eine Begründung ihres Interesses am Beruf Kfz-MechanikerIn verlangt, antwortet auf deren positiven Praktikumsbericht

---

<sup>16</sup> Der Einfachheit halber wird in allen Fallbeschreibungen ‚Diskussionsleitung‘ mit ‚D‘ abgekürzt.

überraschenderweise nicht etwa mit Protest, sondern schließt unmittelbar daran eine Erzählung ihres eigenen Praktikums an, das sie – wie durch Nachfragen von D deutlich wird (vgl. Z.496- 502) – im selben Beruf wie Ahu absolviert hat:

*„Also bei meim Praktikum war `s so, dass jeder jeden geholfen hat (...), die haaam, die ham halt im Team gearbeitet. Wenn einer mal was nich wusste, also nich weiter kam, ham, hat der halt `n andren gerufen (..) der hat dann geholfen einander.(..) Viel (.) gelacht, Scherze gemacht. Es wurde immer `ne bestimmte Zahl Autos fertig repariert (..) und da (.) durft ich auch schon viel mitmachen. (..) Mmmja, und die ham mir auch alles gezeigt. Wie `s so abläuft (..). `S war schon spannend halt, aber (.) wemmer den Beruf halt (.) also mein Gedanke is, wemmer den Beruf schon möchte, muss mer sich (..) schon bisschen besser auskennen mit `n (.) Autos und so (..) aber (..) sonst (..) wär des auch nich so mein idealer Berufswunsch“ (Z. 482- 494).*

In ihrer Erzählung rekurriert Nadja – ebenso wie Ahu zuvor – nicht auf Stereotype von Beruf und Geschlecht, sondern dethematisiert dies ebenfalls, indem sie den Schwerpunkt ihrer Erzählung auf die positive Arbeitsatmosphäre und den Zusammenhalt unter der Belegschaft der Kfz-Werkstatt legt. Auch sie bezieht sich auf ihr Praktikum ausschließlich positiv, was angesichts ihrer vorherigen Abgrenzung gegenüber den im Anschauungsmaterial dargestellten Mechatroniker- und Elektroniker-Berufen überrascht (vgl. Z. 433). Obwohl sie nicht angibt, sich ihrem Praktikum überfordert gefühlt zu haben oder an bestimmten Aufgaben gescheitert zu sein, sondern stattdessen betont, bereits selbst eigenverantwortlich Tätigkeiten übernommen zu haben und gut in den Arbeitsalltag integriert worden zu sein, den sie als „spannend“ (Z.491) beschreibt, begründet sie ihre schlussendliche Abgrenzung von dem Beruf „Kfz-Mechanikerin“ mit der Einschätzung, ihre technischen Kompetenzen wären nicht ausreichend, um tatsächlich eine Ausbildung in diesem Beruf zu beginnen. Dass diese negative Selbsteinschätzung, die in starkem Kontrast zu ihren positiven praktischen Erfahrungen im Technischen Bereich steht, Ausdruck einer Orientierung an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht sein kann, zeigt sich an ihrer späteren Interpretation des NFM- Titelbildes („Wir sollen uns auch mal trauen, etwas zu machen, was wir gar nich so können!“, Z.1773f.). Darin rekurriert sie auf stereotype Vorstellungen geschlechtsspezifischer Berufseignung, nach denen Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit über die für technische Berufe notwendigen Kompetenzen nicht verfügen. Darüber hinaus deutet sich eine Orientierung Nadjas an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht – ebenso wie im Falle Ahus – auch darin an, dass sie scheinbar ebenfalls darum bemüht scheint, sich selbst als konform mit tradierten Weiblichkeitsnormen darzustellen: Während sie sich zunächst eindeutig Annas

These, dass Technik keinen Spaß macht, anschließt sie es maßgeblich ist, die Ahu in Folge ihres angedeuteten Interesses am Beruf „Kfz-Mechanikerin“ unter Legitimationsdruck stellt, rückt sie mit ihren eigenen positiven Erfahrungen aus dem selben Bereich erst heraus, als diesbezüglich weniger von negativen Reaktionen aus der Gruppe auszugehen ist. Im Anschluss an Ahus und Nadjas Praktikumsbericht merkt schließlich auch Aysegül an: *„Ich hatte auch mal `n Praktikum als KFZ-Mecha-tro-nikerin. Aber des war nich so mein Ding.“* (Z.523f. ). Im Unterschied zu Ahu und Nadja verbindet sie damit jedoch offenbar weniger positive Erinnerungen. Dass ihr dieser Beruf auch nach dem absolvierten Praktikum fremd scheint, wird in der folgenden Erläuterung deutlich, zu der sie D auffordert: *„Jaaa, die ham da (..) manchmal (..) Räder hochgehoben (..) oder (..) Maschinen (..) gefällt mir auch nich so.“* (Z.528f.) Die sich hier andeutende Technikdistanz bestätigt sich in einer späteren Passage, innerhalb der sich Aysegül bezogen auf Abbildung Nr. 5 des BN-Auszuges von technischen Berufen abgrenzt:

*Aysegül: (5) (lacht) ich würde da gerne nich arbeiten! [...]Ja, des sieht voll kompliziert aus! Viele Kabeln*

*Nadja: Des erschreckt einen! Weil da so viel*

*Aysegül: Da weiß man nich, wo man anfangt und wo man aufhört (...) meiner Meinung nach*

*D: (...) Mhm (...). Wie seht ihr des?*

*Anna: Find `s genauso! Also*

*Nadja: GENAUSO!*

*Anna: Ja.*

*Ahu: Ich find `s eigentlich ganz (..) ok! (...) Weil, die wissen ja anscheinend, was sie (..) dort machen. (..) Wahrscheinlich brau, mussten die nich mal alle Kabel da durchgucken. (...) Uund, die ham einfach (..) denk ich mal des gemacht, was siiee (..) eigentlich machen wollten. (Z.747-782)*

Einander bestätigend zeichnen Aysegül, Nadja und Anna hier ein Bild von Technik als „kompliziert“ (Z.761), undurchschaubar und abschreckend, mystifizieren Technik damit gewissermaßen und rekurren auf diese Weise auf stereotype Vorstellungen von Technik als „männlich“. Ahu nimmt hierzu einen oppositionellen Standpunkt ein, indem sie erneut den Umgang mit Technik als erlernbar darstellt und Technik somit entmystifiziert. Die Sichtweise Marias zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe, die sich als einzige bislang noch nicht gegenüber technischen Berufen positioniert hat, wird erst in der Abschlussrunde deutlich:

*„Ich find, die sollten eher was, die sollten eher Mädchenberufe dahin machen. Des würde mich mehr interessieren. [...]Ja, ähm die meisten Mädchen mögen ja eher nich so Berufe, wo man sich schmutzig macht. So mit Öl und so. (..) Ich weiß nich. Mir würde*



*so was anderes eher besser gefallen. Weiß nich. Zum Beispiel Krankenschwester, Ärztin, so was“ (Z.1990- 1997).*

Maria rekurriert hier bestätigend auf stereotype Vorstellungen von „Männer“-Berufen als schmutzig und analog dazu auch auf tradierte Vorstellungen, nach denen sich Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit durch ein besonderes Reinlichkeitsbedürfnis auszeichnen. Dass beispielsweise auch das Reinigen von Bettpfannen zum Tätigkeitsfeld einer Krankenschwester, einem typischen „Frauen“-Beruf gehört, wird hierbei offenbar ausgeblendet.

Im Rahmen der Diskussion zu den Titelseiten der SYF- und NFM-Broschüren bezieht sich die Gruppe erneut stark auf Formales (vgl. Z.966-1535). Lediglich an einer Stelle gehen Ahu und Nadja darüber hinaus und stellen einen Zusammenhang zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe her:

*Ahu: Des find ich ja auch voll ok, des NFM also des (.) ja (...) als ob man des so zu Jungen sagt Von wegen: Nix für Mädchen! und so. Ja.*

*Nadja: Ich glaub, bei der Überschrift geht `s so um die Ausbildung. Dass die Jungs halt nich denken sollen, dass Mädchen so was nich können (..). Also, dass die des genauso gut können oder vielleicht auch besser als die Jungs dort. (Z.1243- 1253).*

Ahu und Nadja schrieben Männern und dabei insbesondere in „Männer“-Berufen tätigen Männern eine Orientierung an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht zu, nach denen Frauen über eine Eignung für männlich konnotierte Berufe nicht verfügen, obwohl in den Praktikumsberichten beider Teilnehmerinnen nichts Derartiges zur Sprache kam. Da die Diskussion hierzu nicht fortgeführt wird, bleibt damit offen, ob die Abgrenzung Ahus und Nadjas von technischen Berufen – für die beide nur sehr vage Motive angeführt haben – mit der hier formulierten Annahme, dass Frauen die für technische Berufe als notwendig erachtete Kompetenzen von Männern abgesprochen werden.

### **3.3. Fallbeschreibung Neuffen1**

Diese Gruppe besteht aus vier jungen Frauen, die – ebenso wie die Teilnehmerinnen der Gruppe Neuffen2 – eine Abschlussklasse der Realschule Neuffen besuchen. Intensive Diskussionen zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe entstehen bereits sehr früh in der Eingangspassage. Diese zeichnen sich durch eine verhältnismäßig hohe interaktive und metaphorische Dichte sowie durch einen starken Bezug zum eigenen Erfahrungsraum aus. Im Unterschied zu den anderen sieben Gruppen sind sich die jungen Frauen in allen zentralen Themen einig und es kommt an keiner Stelle zu einer Opposition. Während des gesamten Diskursverlaufes bringen sich alle Teilnehmerinnen dieser Gruppe

gleichermaßen engagiert in Diskussionen ein. Die Gruppe Neuffenl gehört zu jenen, die sich verhältnismäßig stark von Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht abgrenzt, wobei dies hier von Anfang an geschieht. Die zentralen Themen in dieser Gruppendiskussion sind die Frage nach der Relevanz in Bezug auf Berufseignung, die Frage nach der Situation von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen sowie die Frage, nach der Relevanz von Geschlecht im Hinblick auf Technikkompetenz.

***Frauen und Technik – „Wenn zum Beispiel beim Auto was kaputt isch, da gucken vielleicht die Frauen besser drauf, also die Kleinigkeiten (..) als Männer.“ (Z. 115f.)***

Im Anschluss auf die Eingangsfrage bezieht sich die Gruppe zunächst auf den Inhalt des Anschauungsmaterials, insbesondere des SYF- und NFM-Auszuges (vgl. Z. 56-87). Im Zuge dessen kommt es zu folgender Diskussion:

*Bettina: Ich denk halt au, dass ähm so (.) Mechaniker und so (.), dass es halt nich nur `n Beruf für Männer isch, weil (.) viele sagen ja "Ja, des isch nix für Frauen! Frauen und Technik!" und so. Aber des stimmt eigentlich gar nich. Weil wo mir Technik hatten, da ham mir au besser abgeschnitten wie die Jungs (..) wo mer was bauen mussten.*

*Cecille: Des isch au bloß so `n Vorurteil und (.) da ham die au oder (.) hat die geschriebe, ja sie wollte dann `n Praktikum, ja wo war `s n, ja, beim VW-Zentrum in Ulm machen (.) und des ging nich, bloß weil `s keine Umkleidekabinen für Frauen hat und so (.) des isch au (..) also damit müssten se eigentlich rechnen (..) (leise) des isch au voll die Ungleichberechtigung!*

*Anna: Ich find `s au ziemlich übertrieben, dass (..) manche Männer noch total in der (4) Vorstellung leben, dass Frauen irgendwie nur diese Tippsenarbeit machen können oder IRGENDWAS, wo se ihre Hände nich dreckig machen können. (..) Ich bin aber der Meinung Frauen können das genauso gut wie Männer (..) manchmal sogar besser wie Männer. (Z. 94-111)*

Bettina grenzt sich hier von stereotypen Vorstellungen ab, nach denen allein Männer über eine Eignung für technische Berufe verfügen und bezieht sich dazu auf ein Beispiel aus dem Erfahrungsraum der Gruppe. Darin erscheint diese selbst, indem sie im Technikunterricht im Vergleich zu Jungs die besseren Leistungen erbracht hat, als lebendiger Gegenbeweis stereotyper Vorstellungen einer Unvereinbarkeit von Frauen und Technik. Dem schließt sich Cecille an, die diese Vorstellungen als „Vorurteil“ (Z. 101) abtut. Dass Frauen im räumlichen Arrangement einiger technischer Berufe nicht berücksichtigt werden, versteht sie entsprechend als frauendiskriminierend („des isch au voll die Ungleichberechtigung!“, Z. 105). Anna pflichtet ihren Vorrednerinnen bestätigend bei und bezieht sich dabei kritisch auf stereotype Vorstellungen, laut denen Frauen eine Eignung allein für wenig anspruchsvolle und prestigeträchtige „Frauen“-Arbeit („Tippsenarbeit“, Z. 108) mitbringen. Auch von der tradierten Vorstellung, nach der Frauen in hohem Maße an Reinlichkeit orientiert sind und technische Berufe

entsprechend als schmutzig ablehnen, grenzt sie sich hier ab. Abschließend betont sie noch einmal explizit, dass sie persönlich die Meinung vertritt, dass Frauen im Hinblick auf männlich konnotierte technische Berufe mindestens über dieselbe Eignung verfügen. Diese Passage setzt sich folgendermaßen fort:

*Cecille: Ich find au, wenn zum Beispiel beim Auto was kaputt isch, da gucken vielleicht die Frauen besser drauf, also die Kleinigkeiten (..) als Männer.*

*Anna: Ja, und du bisch ja au in Technik:*

*Cecille: Ja.*

*Denise: Ja. [...] Ich glaub am Ende? die tun erscht am Auto `n bisschen rum und tun dann "Hmmm?" und dann bringen ses am Ende doch in d Werkstatt so (.) wenn ses nich finden. Weil `s viele au egal isch. Hab ich au scho ghört, da wenn `s irgendwie heißt ja "Werkstatt! Werkstatt!" und Frauen gucken sich `s länger an und suchen GENAU! Au wenn ses net glei finden (.) so. Die ham da die Ausdauer dazu zu suchen halt.*

*Bettina: Und Männer probieren halt einfach*

*Anna: Männer sind total ungeduldig! (..) Also die müssen wenn, wenn die den Fehler nich gleich finden, dann (..)*

*Cecille: Irgendwann bringen ses in die Werkstatt oder lassen `s oder so.*

*Anna: Oder wern glei sauer und schrein rum.*

*Denise kichert. (Z. 115-153)*

Darum bemüht die These einer – im Vergleich zu Männern – hohen Eignung von Frauen für technische Berufe argumentativ zu untermauern, wird hier ein besonderes Passungsverhältnis zwischen Frauen und Technik konstruiert und bereits damit Geschlecht relevant gesetzt. Analog zu stereotypen Vorstellungen davon, „wie Frauen sind“, werden diese hier qua Geschlechtszugehörigkeit charakterisiert durch eine sorgfältige Arbeitsweise Geduld, Überlegtheit und „Ausdauer“ (Z. 142). Diese Eigenschaften, so die These, scheinen den Anforderungen in technischen Berufen in hohem Maße zu entsprechen. Im Unterschied zu Frauen werden Männer als jähzornig, ungeduldig und schlampig arbeitend beschrieben. Im Zuge der Abgrenzung von der einen stereotypen Vorstellung, nämlich der Unvereinbarkeit von Frauen und „Männer“-Berufen, nimmt die Gruppe somit gleichzeitig bestätigend Bezug auf eine andere stereotype Vorstellung. Nämlich der, dass sich Frauen und Männer in ihren charakteristischen Eigenschaften grundsätzlich voneinander verschieden<sup>17</sup>.

---

<sup>17</sup> Dieselbe Argumentationsstrategie wird in Passage Z. 251-275 verfolgt. Mit Bezug auf die stereotype Vorstellung, Männer seien besonders wehleidig, wird hier die These aufgestellt, dass diese aufgrund dessen als ungeeignet für technische Berufe erscheinen, da diese eine vergleichsweise hohe Verletzungsgefahr mit sich brächten.

***Tätigkeiten als geschlechtsspezifisch? – „Unser Nachbar der kocht und die Freundin sitzt daneben“ (Z. 198)***

Direkt im Anschluss an die vorherige Diskussion zu Frage nach dem Passungsverhältnis von Frauen und „Männer“-Berufen, kommt es zu folgender Diskussion:

*Anna: Ich fand `s besonders gut, dass es so Mädels gibt, die halt auch mal diese typischen Männerberufe machen (.) und (.) die echt dran Spaß haben!*

*Denise: Ich find `s au gut, dass sie `s so öffentlich quasi sagt und nich so immer versucht zu verstecken irgendwie. Weil manche die trauen sich halt au nich des dann zu sagen.*

*Cecille: Ja, ich find, des is ja eigentlich nix Schlimmes, wenn jetzt ne Frau n Männerberuf macht! `S gibt ja au Männer, die `n Frauenberuf machen, also in Anführungszeichen Frauenberuf. Zum Beispiel (...).*

*Anna: Friseur!*

*Cecille: Ja! (...) Friseur (.) oder (.) Visagist gibt `s ja au (.) Männer, die des machen. Und ich find da eigentlich nix Schlimmes dran!*

*Denise: S heißt immer kochen isch Frauensach! Solln die machen, aber s kochen dann doch so viele Männer!*

*Cecille: Ja. Mein Freund kocht zum Beispiel au.*

*Denise: (...) Unser Nachbar der kocht und die Freundin sitzt daneben. Weiß nich (kichert) (Z. 177-198)*

Mit Blick auf das Anschauungsmaterial bezieht sich Anna hier positiv auf Frauen, die mit Begeisterung geschlechtsuntypische Berufe ausüben. Dies wird als eine Besonderheit dargestellt und scheint somit offenbar nicht Annas Erwartung zu entsprechen. Wie dies zu verstehen ist, deutet sich in Denise Beitrag an, die sich Anna implizit anschließt und deren These weiterführt. Von stereotypen Sichtweisen, gemäß denen geschlechtsuntypische berufliche Interessen nicht der Normalität entsprechen, grenzt sich Denise dabei ab. Dazu bezieht sie sich positiv auf jene Frauen, die trotz verbreiteter stereotyper Vorstellungen hinsichtlich Beruf und Geschlecht, dennoch den Mut aufbringen zu entsprechenden Berufswünschen stehen. Daran bestätigend anknüpfend, stellt Cecille klar, dass sie persönlich Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen – in Abgrenzung zu stereotypen Vorstellungen diesbezüglich – nicht als Abweichlerinnen von der Normalität betrachtet. Auch dies stößt in der Gruppe auf Zustimmung. Zum Beleg der These, dass es „nix Schlimmes [darstellt], wenn jetzt ne Frau n Männerberuf macht!“ (Z. 184f.) werden im Folgenden verschiedene Beispiele – auch aus dem eigenen Erfahrungsraum – angeführt. Anhand diesen soll verdeutlicht werden, dass das Ausüben geschlechtsuntypischer Tätigkeiten, sowohl im Falle von Frauen als auch von Männern und egal ob beruflich oder privat, nichts Ungewöhnliches darstellt.

***Zur Situation von Frauen in „Männer“-Berufen – „Traut mer sich au gar nich `n Fehler zu machen“ (Z. 1148)***

Der zuvor analysierten Passage schließt sich die Folgende an, innerhalb der Anna ein neues Diskussionsthema initiiert, dass um die Situation von Frauen in geschlechtsuntypischen Berufen kreist:

*Anna: (..) Ähm. Ich hab `s halt au oft mitbekommen. `S gibt zum Beispiel auch in unserer Familie eine die so (.) aus der Reihe tanzt. Und, ähm (.) da sind halt (.) is (.) macht auch Kfz und (...) die ganzen Männer da (.), die denken halt, dass wär (..) so `n, so `n Mannsweib. Also (.) nich wirklich Frau, sondern (..) so (.) halb Mann oder so (..) und (...)*

*D: Aha. Die Männer im Betrieb dann?*

*Anna: Ja. [...] Und (..) ja (.) dementsprechend wird se auch behandelt (.) dann. [...] Und des find ich ziemlich ungerecht, weil (.) wieso dürfen des Frauen nich auch?*

*Bettina: Ja, weil viele können `s wahrscheinlich besser wie die Männer (...) des hatte mer ja vorher au scho gsagt.*

*Anna: Ja, wahrscheinlich sin se dann so vom (.) ihr Ego so angegriffen, dass se dann immer gleich (.) irgendjemanden beleidigen müssen oder so was.*

*Cecille: Manche denken ja au, ähm "Hoo, jetzt kommt ne Frau!" und na wolln se halt des (.) besser machen wie die Frau (.) und wenn `s dann die Frau doch besser kann (..) (dann*

*Denise: is sie die Dumme! (Z. 210-245)*

Unter Bezug auf Erfahrungsberichte einer verwandten Kfz-Mechanikerin schildert Anna hier die Situation von Frauen in geschlechtsuntypischen Berufen als besonders konfliktbelastet. Dabei bezieht sie sich darauf, dass diese von ihren Kollegen – gemäß stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen – in ihrer Geschlechtsidentität angegriffen werde, indem ihr ein Stück weit die Weiblichkeit abgesprochen wird („so `n Mannsweib. Also (.) nich wirklich Frau“, Z. 212f.). Dass Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen generell qua Geschlechtszugehörigkeit ausgegrenzt zu werden scheinen, kritisiert Anna daran anschließend als nicht gerechtfertigt und damit als diskriminierend. Dem schließen sich auch die anderen Teilnehmerinnen an, die hierauf folgend gemeinsam eine Erklärung hinsichtlich der Frage entwickeln, wie es zu diesen Stigmatisierungen gegenüber berufsdevianten Frauen kommt. Unter Bezug auf das zuvor entwickelte besondere Passungsverhältnis zwischen Frauen und technischen Berufen wird dabei zunächst implizit die These aufgestellt, dass sich Männer stark über ihren Beruf bzw. berufliche Erfolge als „männlich“ definieren. Kolleginnen – zumal diese über die höheren Kompetenzen zu verfügen scheinen – werden entsprechend primär als Konkurrenz und Bedrohung des eigenen Selbstverständnisses betrachtet („wahrscheinlich sin se dann so vom (.) ihr Ego so angegriffen“, Z. 236f.). In der Folge wird auf Frauen in „Männer“-Berufen mit Marginalisierungsstrategien reagiert („[dann] is sie die Dumme“, Z. 245).

Dass die hier formulierten Annahmen auch für die berufliche Orientierung der Gruppe eine Relevanz besitzen, zeigt sich in einer Passage im späteren Diskussionsverlauf, innerhalb der sich einige Teilnehmerinnen gegenüber technischen Berufen positionieren:

*Anna: Also ich find, also mit der Beschreibung isses hier ja ganz gut gemacht und so (.) aber wenn Mädchen sich wirklich überlegen, ob sie in diesen Beruf reingehen, würd ich mich als Mädchen nich mehr trauen, weil ich auf diesen Bildern einfach (.) nur (.) Männer seh! (...) Des würd ich einfach nich mehr machen wollen!*

*Bettina: Aber Informationen stehen da eigentlich au nich. Wo steht des? Vorne?*

*Anna: Doch. (..) Ganz vorne stehn da*

*Bettina: Ah, ok, vorne steht`s.*

*Cecille: Ja, da hat se schon Recht!*

*Anna: Also ich, ich würd, (.) ich*

*Cecille: Ich denk mir dann immer "Oh! Nur Jungs!"*

*Anna: Ja, hier sind`s (.) drei Mädels, aber (.) das*

*Cecille: Trotzdem! Des übersieht mer fascht bei denne ganze andre Bilder so!*

*Anna: Ich würd mir da`n bisschen doof vorkommen, wenn ich dann mal irgend`ne Bewerbung schreib, wo ich dann angenommen werd, dann (.), oder mir des durchles und denke "Oh! Nur Kerle! Ich als einzig-es Mädels da!" (Z. 1100-1124)*

Im Hinblick auf die im BN-Auszug enthaltenen Abbildungen, die den Ausbildungsalltag im Beruf Kfz-Mechatronikerin zeigen und auf denen fast ausschließlich Männer zu sehen sind, grenzt sich Anna von technischen Berufen als männerdominiert ab. Dabei nimmt sie weiterhin an, dass diese numerische Überrepräsentanz von Männern auch auf Mädchen, die sich besonders für technische Berufe interessieren, abschreckend und demotivierend wirkt. Dem stimmt Cecille explizit zu. Beide Teilnehmerinnen teilen die Einschätzung, dass sie sich in einem Beruf, in dem sie – bezogen auf ihre Geschlechtszugehörigkeit – eindeutig der Minderheit angehören, sehr unwohl fühlen würden. Die anderen Teilnehmerinnen äußern sich erst im weiteren Verlauf der Passage hierzu, innerhalb der die Frage im Vordergrund steht, unter welchen Bedingungen sich Frauen in männerdominierten Berufen wohl fühlen:

*Bettina: Aber manche kommen, also ich hab ne Freundin, die kommt mit Jungs besser klar wie mit Mädchen. Die isch jetzt au in so nem Beruf drinne. (..) Aber ich denk, des sin nich viele.*

*Cecille: `s sin wenige! Also, klar! Ich kenn au so`n kleines Mädchen, die isch jetzt in der Grundschule. Aber die hat so viele Jungsfreunde, spielt Fußball, und macht da so voll viel mit Jungs eigentlich. (.) Ich denk, dass die au später eher mal so was machen wird. (..) Und ich denk, die wird sich da au besser zurecht finden wie mir jetzt so, wenn wir nur bei Jungs wären Die anderen Teilnehmerinnen stimmen zu.*

*Anna: Also, des Problem is, die ( ) Zeit is halt einfach mit n Mädels so. (.) Und ich glaub kaum, dass (.) weiß nich, ob ihr dann zwischen tausend Kerlen irgendwas machen wollt.*

*Cecille: Mhm*

*Anna: Weil ich (..) würd mir da irgendwie doof vorkommen*

*Bettina: Ja!*

*Denise: Mhm.*

*Cecille: Traut mer sich au gar nich`n Fehler zu machen, weil mer denkt halt so wieder, ja, Mädchen machen`s wieder falsch. (Z. 1130-1155)*

Anhand eines Beispiels aus dem eigenen Erfahrungsraum stellt Bettina hier die These auf, dass Mädchen bzw. junge Frauen, die auch einen Großteil ihrer Freizeit mit Angehörigen der anderen Geschlechtsgruppe verbringen, sich in männerdominierten Berufen problemloser zurechtfinden. Cecille bestätigt diese These anhand eines weiteren Beispiels. Darin stellt sie implizit einen Zusammenhang her zwischen geschlechtsuntypischen Berufswünschen und der Frage, inwieweit Frauen über gegengeschlechtliche Freundschaften verfügen bzw. auch geschlechtsuntypischen Hobbies nachgehen. Dass dies jedoch nicht den Normalitätsvorstellungen Cecilles und auch Bettinas entspricht, zeigt sich jeweils in ihrer Vermutung, junge Frauen, für die dies zutrifft seien eher die Ausnahme. Annas darauf folgender wiederholter Einschätzung, sie würde sich in einem männerdominierten Beruf „irgendwie doof vorkommen“ (Z. 1122), schließen sich diesmal alle Teilnehmerinnen ab. Cecille präzisiert dies mit der Angst Fehler zu machen, die Kollegen nachträglich als Bestätigung stereotyper Vorstellungen einer Unvereinbarkeit von Frauen und „Männer“-Berufen dienen

***Entmystifizierung von Technik als „männlich“ – „Ich glaub au, um Hilfe fragen isch für a, grad jetzt in dem Alter (.) n Zeichen von Schwäche.“ (Z. 1233f.)***

Kurze Zeit später kommt es im Hinblick auf die BN-Abbildungen, auf denen auch verschiedene größere Geräte zu sehen sind, zu einer Diskussion, innerhalb der die stereotype Vorstellung von Technik als „männlich“ dekonstruiert wird.

*Bettina: Und ich find auf denne Bilder, des sieht alles so kompliziert aus! Da denkt mer erschtmal "Oh! Bissle Abstand, wenn des so kompliziert aussieht!" (..) Aber, ich denk danach, wemmer dann (.) Schule hat und (.) des jedem erklärt wird, isch `s dann au einfacher. (..) Aber jetzt uff de erschte Blick, die Bilder, sieht alles so kompliziert aus! Hier mit denne ganze Kabel!*

*D: Ah! Hmmm, diese riesen Geräte!*

*Bettina: JA!*

*Cecille: Also, ich find hier au bei denne Bilder, da sieht mer, dass die des mit mehreren machen und ich denk, wenn`s drei Mädchen sind (.) da traut mer sich `s einfach! Und find ich, da sieht mer, da macht mers viel lieber! Wemmers zu dritt macht isch`s au nich so schlimm, wenn `n Fehler passiert. Und die hier sieht jetzt au (.) irgendwie (.) glücklich aus einfach mit dem Beruf und so. (.) Und nich so "häää". (Z. 1197- 1213)*

Von dem ersten tendenziell abschreckenden Eindruck als „kompliziert“ (Z. 1197) und schwierig, den die im BN-Auszug dargestellten technischen Anlagen und Geräte auf sie machen, grenzt sich Bettina sogleich wieder ab. Dabei stellt sie die These auf, dass im Rahmen der Ausbildung ein kompetenter Umgang mit Technik erlernt wird, Technik entsprechend erklärbar und grundsätzlich für jeden nachvollziehbar ist. Damit wird hier





der Jungs hier gerade nicht als Ausdruck eines höheren Technikverständnisses dieser interpretiert werden zeigt, dass die Gruppe nicht an stereotypen Vorstellungen orientiert ist, nach denen Jungs oder Männer per se über eine höhere Technikkompetenz verfügen. Ähnlich wie unter anderem bereits in der Eingangspassage werden auch hier auf Grundlage der Reproduktion bestimmter Stereotype andere Stereotype dekonstruiert. In Frage gestellt werden dabei in der Regel jene stereotype Vorstellungen, die – analog zu androzentrischen Sichtweisen – Frauen im Vergleich zu Männern abzuwerten scheinen.

### **3.4. Fallbeschreibung Gomadingen**

Die drei jungen Frauen, die an dieser Gruppendiskussion teilnehmen und sich gleichermaßen engagiert in diese einbringen, besuchen die Abschlussklasse der Hauptschule Gomadingen<sup>18</sup>. Bereits innerhalb der Einarbeitungsphase kommt es zu angeregten Diskussionen zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe, was auf einen hohen Stellenwert dieses Themas im Relevanzsystem der Gruppe hinweist. Im gesamten Diskussionsverlauf finden sich vergleichsweise viele Passagen, die sich durch eine hohe interaktive sowie metaphorische Dichte auszeichnen. In der ersten Diskussionshälfte stellt die Frage nach dem numerischen Ungleichgewicht von Männern und Frauen in verschiedenen Berufen ein zentrales Thema dar. In der zweiten gewinnt dagegen zunehmend die Frage nach der Relevanz unterschiedlicher Arten von Berufsinformationen für die Berufsfindung an Bedeutung. Diese werden zumeist einhergehend mit der antizipierten Situation von Frauen in geschlechtsuntypischen Berufen diskutiert, die ein weiteres zentrales Thema innerhalb dieser Gruppendiskussion darstellt.

#### ***Frauen und technische Berufe - „Wer will schon Mechatroniker werde! Also Mädchen!“ (Z.3)***

Dass zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe in dieser Gruppe z.T. sehr gegensätzliche Standpunkte vertreten werden, deutet sich bereits in den ersten spontanen Reaktionen auf das Anschauungsmaterial an:

*Jessica: „Hallo! Wer will schon Mechatroniker werde! Also Mädchen!“*

*Kathrin: „Ganz viele!“ (Z. 3f.).*

---

<sup>18</sup> Die Diskussion war ursprünglich mit vier Teilnehmerinnen geplant. Die vierte Teilnehmerin war an diesem Tag wegen Krankheit jedoch nicht in der Schule anwesend.

Während Jessica „Kfz-MechatronikerIn“ als Berufswunsch – explizit für Angehörige der weiblichen Geschlechtsgruppe – für absurd zu halten scheint, stellt Kathrin in einem leicht trotzigem Ton hierzu entgegengesetzt die These auf, dass nicht nur Frauen mit entsprechenden beruflichen Interessen existieren, sondern dass dies keineswegs eine Ausnahme darstellt. Einen Versuch, diese Opposition zu überwinden unternimmt Jessica kurze Zeit später, indem sie diese Frage in einem anderen Kontext erneut aufgreift und dabei ein Stück weit von ihrem Standpunkt abrückt bzw. diesen näher erläutert:

*Jessica: Ja, wahrscheinlich geht `s halt da um Berufe, die, die (..) wo halt die meiste saget, des isch was für Jungs! Und deshalb au net viele Mädchen machen.*

*Annika: Ja, aber ich find des isch ja jedem sei eigene Entscheidung! Wenn ich jetzt (.) Mechatronikerin werde will, dann (.) mach i des!*

*Jessica: Ja, des find i (.) dann isch `s halt so.*

*Kathrin: Ja, also des isch, des isch (.) ja net unbedingt nur `n Männerberuf. Isch halt für beide! (Z. 78-88).*

Jessica erklärt hier konstatierte, mehrheitlich geschlechtstypische Berufs“wahlen“ junger Frauen damit, dass sich diese an – von außen an sie herangetragene – stereotypen Vorstellungen orientieren und folglich männlich konnotierte Berufe meiden. Dem schließt sich Annika implizit an und grenzt sich anschließend in ihrem Plädoyer für selbstbestimmte Berufs“wahlen“ von einem solchen Berufswahlverhalten ab, womit sie sich diesbezüglich selbst als autonom darstellt. Auf Stereotype von Beruf und Geschlecht nimmt sie dabei keinen Bezug und erhebt den Konflikt zwischen geschlechtsuntypischen Berufswünschen und Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht damit implizit zur alleinigen Angelegenheit derjenigen, die über entsprechende berufliche Interessen verfügen. Ähnliches gilt für Jessica, die sich Annikas Plädoyer anschließt. Dass Jessica jedoch selbst geschlechtsuntypische Berufswünsche tendenziell als problematisch zu betrachten scheint, deutet sich in der Formulierung „dann isch `s halt so“ (Z. 85) an. Denn in dieser schwingt der resignativ anmutende Gedanke des ‚sich Abfindens mit etwas‘ mit, wodurch geschlechtsuntypischen Berufswünschen gleichzeitig den Charakter des Schicksalhaften erhalten. Kathrin bezieht sich dagegen nicht explizit auf den von der Gruppe proklamierten Umgang mit Stereotypen von Beruf und Geschlecht im Rahmen der eigenen Berufsfindung, sondern stellt die These auf, für technische Berufe kämen nicht „unbedingt“ (Z. 88) Männer, sondern ebenso Frauen in Frage. Damit grenzt sie sich zwar einerseits von der tradierte Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Frauen mit männlich konnotierten Berufen ab, rekuriert andererseits jedoch bestätigend auf die

tradierte Vorstellung einer grundsätzlichen Eignung von Männern für „Männer“-Berufe qua Geschlechtszugehörigkeit. Somit grenzt sie sich nur einseitig von stereotypen Vorstellungen geschlechtsspezifischer Berufseignung ab.

***Positionierung gegenüber technischen Berufen – „Also i würd des jetzt net mache! Aber [...] Ich find des jetzt cool, wenn des jemand macht.“ (Z. 90-94)***

In der nachfolgenden Passage, die der zuvor analysierten folgt und immer noch in der Einarbeitungsphase stattfindet, nimmt die Gruppe persönlich Stellung gegenüber technischen Berufen und darin tätigen Frauen:

*Annika: Also i würd des jetzt net mache! Aber (.)*

*Jessica: Ja, ich au net, aber (.)*

*Annika: Ich find des jetzt cool, wenn des jemand macht.*

*Jessica: Mhm.*

*Annika: Oder wenn jemand Automechanikerin (.). DES find ich cool!*

*Kathrin: Des isch ja jetzt net nur `n Männerberuf!*

*Jessica: Ja, wenn`s eim Spaß macht!*

*Kathrin: Ja!*

*Annika: Und wenn`s ein interessiert! Ja. (Z.90-106).*

Bestätigend auf einander Bezug nehmend, grenzen sich Annika und Jessica hier normalisierend von technischen Berufen ab, was durch die Verwendung des Konjunktivs verstärkt wird. Vor allem in Anbetracht der fehlenden Begründung ihrer Abgrenzung, erscheint der Sinn der damit einher gehende – ebenfalls normalisierten – positiven Besonderung („cool“, Z.94, 98) berufsdevianter Frauen fraglich. Da dieses widersprüchliche Argumentationsmuster der Normalisierung und Individualisierung von den Teilnehmerinnen selbst so stehen gelassen wird, scheint es vor allem Ausdruck eines Bemühens darum zu sein, sich konform zu der Norm der „Political Correctness“ zu äußern. Ohne auf die vorhergehenden Beiträge Bezug zu nehmen und sich selbst entsprechend zu positionieren, richtet sich Kathrins Aufmerksamkeit nach wie vor auf die Frage, inwieweit technische Berufe, Berufe für Männer sind, wobei sich erneut ihre ambivalente Orientierung in Bezug auf Stereotype von Beruf und Geschlecht zeigt. Im Unterschied zu vorher wird Kathrins Negation der stereotypen Vorstellung, für technische Berufe kämen ausschließlich Männer in Frage, nun von der Gruppe aufgegriffen. Dabei stimmen sowohl Jessica als auch Annika Kathrin lediglich aus einer gleichgültigen Haltung des laissez faire heraus zu, schließen dem jedoch keine eigenen Argumentationen

an, was auf einen geringen Stellenwert dieser Frage im Relevanzsystem dieser beiden Teilnehmerinnen hindeutet.

Das politisch korrekte Argumentationsmuster der Normalisierung und Individualisierung, dem sich Jessica und Annika in dieser Passage bedienen, taucht auch im weiteren Diskursverlauf immer dann auf, wenn auf die eigene Haltung gegenüber männlich konnotierter Berufe und darin tätigen Frauen verwiesen wird (Z. 1729-1735). Erst gegen Ende der Diskussion positioniert sich auch Kathrin im Rahmen der folgenden Äußerung gegenüber technischen Berufe: „*Und ich find so Berufe mit Autos oder so au interessant, aber ich würd `s net selber (..) lerne wollen. Also (..) ja. Aber ich find des au gut, wenn des `ne Frau macht*“ (Z. 1464ff.). Dass diese positive Besonderung berufsdevianter Frauen, die hier mit Kathrins Abgrenzung von technischen Berufen einhergeht, nicht vornehmlich Ausdruck einer gleichzeitigen Orientierung an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht einerseits und der Norm der „Political Correctness“ andererseits zu sein scheint, zeigt sich im folgendem Zitat Kathrins: „*Also ich find des irgendwie cool, dass manche Mädchen als Facharbeiter( )[...] Weil na kammer au denne Männer beweise, dass mir au was drauf hend*“ (Z. 165-170). Hier zeigt sich die Annahme, dass Frauen im Unterschied zu Männern in männlich konnotierten Berufen ihre Eignung erst einmal unter Beweis stellen müssen. Die bestandene Probe diesbezüglich wird tendenziell gleichgesetzt mit einem Beweis dafür, dass die Gruppe der Frauen insgesamt überhaupt etwas kann („*dass mir au was drauf hend*“, Z. 170). Darin sowie in der Annahme, dass dieser „Beweis“ in männlich konnotierten Berufen erbracht werden muss, wird implizit Bezug genommen auf die stereotype, androzentrische Sichtweise, nach der das „Männliche“ und das „Weibliche“ stets in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen, innerhalb dem Erstes jeweils das Dominante und Höherwertige darstellt.

**„Männer“-Berufe und Weiblichkeit? – „Ha, na musch da rumsäge (..) und na brechet d Fingernägel ab!“ (Z. 163)**

Im weiteren Verlauf der Einarbeitungsphase stellt sich mit Blick auf das Anschauungsmaterial für die Gruppe die Frage, wie männliche Überrepräsentanzen in technischen Berufen zu erklären sind:

*Annika: Aber guck mal! Des sin ja schon immer überwiegend Männer. Also (.) also Jungs, also (.) männliche (.) also*

*Kathrin: Ja, scho aber (...)*

*Annika: Außer hier*

*Jessica: Ja, aber des is ja eigentlich*

*Kathrin: Wenn die handwerkliches Geschick ham! Warum soll se des dann net machen!*

*Annika: Also hier jetzt! Da sin grad ma drei Mädchen in der Klasse (..) und*

*Kathrin: Aber hier sin eigentlich viele!*

*Jessica: Isch au `ne Mädchenzeitung!*

*Kathrin (betrübt): Jaa.*

*Annika lacht. Die Teilnehmerinnen blättern im Anschauungsmaterial.*

*Jessica: Aber ich denk scho, dass scho mehr Mech, also viel mehr Mechatroniker, also männliche gibt.*

*Annika: Hmmm (..) glaub au. (5) Aber warum? (..) Des isch ja jetzt net (..) isch des arg anstrengend?*

*Kathrin: Jaaa, aber (...) jaaaa also.*

*Jessica: Ha, na musch da rumsäge (..) und na brechet d Fingernägel ab. (Z. 110- 143)*

Gegen die Feststellung Annikas und Jessicas, dass laut Anschauungsmaterial Männer in technischen Berufen überrepräsentiert sind, versucht Kathrin zunächst erfolglos zu argumentieren. Auch ihr implizites Plädoyer dafür, dass über die Eignung für technische Berufe allein *handwerkliches Geschick*“ (Z. 119) entscheiden sollte, wird von der Gruppe nicht aufgegriffen. Denn für Annika und Jessica steht hier die Frage im Vordergrund, wie es dazu kommt, dass offenbar nur sehr wenige Frauen in technischen Berufen tätig sind. Innerhalb ihres Erklärungsvorschlages hierzu rekurriert Annika bestätigend auf stereotype Vorstellungen, nach denen Männer und Frauen aufgrund einer geschlechtsspezifischen Körperlichkeit in der Regel nur über eine Eignung für gleichgeschlechtlich konnotierte Berufe verfügen. Während Kathrin diesbezüglich Zweifel andeutet, jedoch nicht zu Wort kommt, führt Jessica ergänzend einen weiteren Erklärungsvorschlag an, innerhalb dem sie sehr stark auf Stereotype von Beruf und Geschlecht rekurriert. Danach erscheinen die für „Männer“-Berufe offenbar typischen Tätigkeiten und Arbeitsbedingungen per se als unvereinbar mit einer „typisch weiblichen“ hohen Orientierung an Schönheit und Reinlichkeit. Diese Passage setzt sich folgendermaßen fort:

*Annika: Und der Gestank und alles. (...) Guck mal, in `nem, in `nem Friseursalon, oder oder Kosmetiksalon, da siehst du überwiegend Fraue un koi Männer*

*Jessica: Ja, aber sobald*

*Annika: Na sind se schwul!*

*Jessica: Ja, sobald `n Mann beim Friseur arbeitet, dann ischer schwul. (.) Also so, des Vorurteil!*

*Annika: Ja.*

*Kathrin: Gibt bestimmt auch nicht-schwule Friseure.*

*Jessica: Aber die verhältet sich alle so!*

*Annika: (nachäffend) Hiiiiiii! ( ).*

*Die Teilnehmerinnen lachen. (Z. 145-163)*

Zur argumentativen Untermauerung Jessicas These einer Unvereinbarkeit von „Männer“-Berufen und Weiblichkeit führt Annika „*Gestank*“ (vgl. Z.145) an, den sie damit implizit zum Charakteristikum dieser Berufe erhebt. Mit dem Verweis auf die numerische Unterrepräsentanz von Männern im weiblich konnotierten Friseurberuf, soll offenbar aufgezeigt werden, dass Jessicas These auch über „Männer“-Berufe hinaus Gültigkeit besitzt: Demnach sind „geschlechtliche“ Ungleichverteilungen in Berufen generell darauf zurückzuführen, dass das Tätigkeitsprofil sowie die Arbeitsbedingungen darin, mit den Eigenheiten Angehöriger der einen Geschlechtsgruppe besser, mit jenen der anderen schlechter kompatibel sind. Damit wird sehr stark auf stereotype Vorstellungen einer geschlechtsspezifischen Berufseignung rekurriert. Anschließend nehmen sowohl Jessica als auch Annika Bezug auf stereotype Vorstellungen, nach denen berufsdeviante Frauen und Männer nicht nur nicht dem zu entsprechen scheinen, „wie Frauen bzw. Männer normalerweise sind“, sondern nach denen sie tendenziell auch als AbweichlerInnen der Heteronormativität gelten. Darauf, dass die Abgrenzung hiervon („*Also so, des Vorurteil!*“, Z. 153) primär eine Orientierung an der Norm der „Political Correctness“ darstellt, weist hin, dass Annika und Jessica in Folge Kathrins Einwand diesbezüglich, das Verhalten männlicher Friseure als Bestätigung dieser Sichtweise anführen. Dass Kathrin sich von der stereotypen Vorstellung berufsdevianter Männer als Abweichler der Heteronormativität nur teilweise abgrenzt, deutet daraufhin, dass auch sie tendenziell hieran orientiert scheint.

In den Antworten auf die Eingangsfrage bringt die Gruppe noch einmal alles bisher Thematisierte zur Sprache (vgl. Z. 190-252), wobei Jessicas und Annikas erneut ihre These einer Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen als Grund für männliche Überrepräsentanzen in technischen Berufen äußern (Z.244-252). Kathrin stellt diese implizit in Frage, indem sie hierzu eine alternative Erklärung anführt und versucht diesbezüglich einen Gruppenkonsens durchzusetzen:

*Kathrin: Ja. Aber `s hat ja au Vorurteile, dass es halt `n Männerberuf isch und (.) dann lasset sich Mädchen halt (.) leicht überrede, dass ses net machet und dann eher so en Fraueberuf raussuchet (.) oder wo so typisch halt. [...] Naja, also es gibt eigentlich immer nur Vorurteile über diiee (.) Berufe. Also, dass es nix für Fraue isch. Aber, also i glaub, dass mer da alle einer Meinung sin, dass es halt net so isch (.) oder?*

*Annika: Ja. Es isch jedem [sei Entscheidung, was der*

*Jessica: Ja! (..) Wemmer da Spaß dran hat!]*

*Annika: Ja. (Z. 256- 272)*

Kathrin greift hier erneut die These auf, die Jessicas bereits zu Beginn der Einarbeitungsphase zur Sprache gebracht hatte (vgl. Z. 78f.). Danach schrecken Frauen angesichts der nach wie vor verbreiteten stereotypen Vorstellung, allein Männer verfügten über eine Eignung für technische Berufe, vor diesen zurück, wodurch die mehrheitlich geschlechtstypischen Berufs“wahlen“ von Frauen zu Stande kommen. Im Zuge dessen grenzt sie sich von der tradierten Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Frauen und „Männer“-Berufen ab, und nimmt dabei für sich in Anspruch die Gruppenmeinung wieder zu geben. Dem stimmen Annika und Jessica – entgegen ihrer vorherigen Aussagen und damit vermutlich orientiert an der Norm der „Political Correctness“ – erneut aus einer eher gleichgültigen Haltung des *laissez faire* heraus zu. Die hier vertretene These greift Kathrin später erneut auf und spitzt sie – mit Bezug auf das Anschauungsmaterial – weiter zu:

*„Ja, find grad bei der Zeitung halt gut, dass da Berufe für MÄDCHEN MIT ZUKUNFT steht und net halt (.) wieder irgendwas (.) wo mer halt sage will, dass des `n Männerberuf isch oder so, sondern dass da au steht, dass des au was für Mädchen isch. Dass die Mädchen sich dann au (.) TRAUET und sich (.) net überredet lasse, des (.) nicht zu machen“ (Z.314-318 vgl. hierzu auch Z.384-387 und 1206-1214).*

Die Darstellung männlich konnotierter Berufe in einer Weise, die stereotypen Vorstellungen von „Männer“-Berufen entspricht, interpretiert Kathrin hier als eine gezielte Strategie, um Frauen von diesen Berufen fern zu halten. Annika und Jessica schließen sich dem lediglich insofern an, als dass sie der Meinung sind, die Darstellung eines Berufes als männerdominiert, mindere das Interesse von Frauen an diesen Berufen.

*Annika: Wenn des alles so kleine Texte sin, liest mer des eher. Und wenn i dann hier nur Jungs seh auf dem Bild, dann will i des, dann interessiert mi des au wenig. (Z. 384-391)*

*Jessica: Aber `s gibt ja halt leider net so viele Fraue, die des halt machet, weil se halt (.) wemmer da halt hier in dem Heft halt wieder nur Männer sieht, dann (.) will mer des halt (au net. Und deswegen (Z. 1498ff.; vgl. auch Z.566- 573, 652f., 666-673, 1222-1225)*

Kathrin, die sich im bisherigen Diskussionsverlauf vergleichsweise am stärksten von Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht abgrenzt, ist es auch, die auf die SYF-Statistik hinweist, nach der Frauen in verschiedenen technischen Berufen die besseren Ergebnisse in den Abschlussprüfungen erzielen:

*Kathrin: Ja, i find `s halt interessant, dass halt hier, ähm [...] Jaaa, neee. halt dass hier, ähm (..) wemmer halt immer sagt, des sin so Berufe für Männer halt nur, aber die Mädchen ham hier viieel mehr Erfolgs äh viel bessere Erfolgsquote als die Männer! Die sin in denne Berufe viel besser! Eigentlich. Viel erfolgreicher, so.*

*Jessica: Sieht mer ja hier!*

*Annika flüstert: Weil Mädchen einfach besser sind!*

*Alle kichern.*

*Kathrin: [...] Ja, mer sagt ja immer so, dass Männer immer so handwerklich besser sind, aber, des zeigt ja eher was anderes! (...) Und na isch `s ja eigentlich schade, wenn Mädchen sich daa (..) saget, sich davon beeinflusse lasset, dass des `n Männerberuf isch, wenn se ja eigentlich da (.) sehr gut drinne sin.*

*Jessica: Ich glaub `s isch au oft so, dass die Mädchen einfach mehr Geduld hend. (..) Bei irgendso `nem Beruf [da braucht mer*

*Annika: Des genauer machet] und (.) ja. Die machet des halt so schnell, schnell, dass gmacht isch und die Mädchen strenget sich halt besser an und machet s GENAUER.*

*D: (...) Mhm (5). Und, ähm mit der Statistik, hat das dich dann schon eher überrascht oder wie war des so?*

*Kathrin: Jaa, i fand`s scho überraschend. I dacht jetzt halt, dass die Jungs da eher (.) mehr (.) also halt (.) mehr Erfolg ham wie die Mädchen.*

*D: (..) Mhm. (...) Was sagt ihr beiden dazu?*

*Annika: Ja, also*

*Jessica: Hätt i au net denkt*

*Annika: Ja, i au. Weil `s ja einfach au mer machet. Mehr Männer. (Z. 444-495)*

Ausgehend von ihrer ironisch überspitzten These zur Interpretation der SYF-Statistik, konstruiert Annika gemeinsam mit Jessica ein besonderes Passungsverhältnis zwischen Frauen und technischen Berufen. Hierzu beziehen sie sich auf stereotype Vorstellungen davon, „wie Frauen sind“ und nennen in diesem Kontext primär Geduld und Sorgfalt, die Frauen für technische Berufe geradezu zu prädestinieren scheint. Sowohl diese beiden Teilnehmerinnen als auch Kathrin, die die SYF-Statistik stereotypen Vorstellungen einer Unvereinbarkeit von Frauen und technischen Berufen gegenüberstellt, zeigen sich diesbezüglich auf Nachfrage hin gleichermaßen überrascht. In ihrer Begründung dieses Überrascht seins zeigt sich erneut Annikas Annahme, dass numerische Überrepräsentanzen von Männern oder Frauen in einem Beruf auf eine entsprechend höhere Eignung Angehöriger jeweils einer Geschlechtsgruppe dafür hinweisen.

### ***Personalisierte Berufsbeschreibungen und die Situation von Frauen in „Männer“-Berufen***

Mit zunehmendem Voranschreiten der Diskussion kommt die Gruppe immer häufiger auf die Bedeutung persönlicher Erfahrungsberichte zu sprechen. Zunächst ist es Kathrin, die mehrfach Interesse an der Gefühlslage sowie an den Gedanken und Erfahrungen von Frauen in männlich konnotierten Berufen zum Ausdruck bringt (vgl. hierzu Z. 116f, 414f. sowie 536f). Dieses Interesse scheint aus der Annahme zu resultieren, dass sich die



Situation für Frauen in geschlechtsuntypischen Berufen aufgrund ihrer Minderheitenposition als problematisch darstellt. In diesem Kontext taucht auch die Annahme auf, berufsdeviante Frauen könnten von unterschiedlichen Seiten mit stereotypen Vorstellungen in Bezug auf Beruf und Geschlecht konfrontiert werden:

*„Wemmer jetzt zum Beispiel in Autohaus sei Auto zum repariere gibt und dann isch da halt `ne Frau, na gucket auch manche (.) manche ziemlich komisch und dann so (.) „Oh Gott! Macht die des gut?“ (Z. 164-169).*

Im weiteren Diskursverlauf wird die Frage nach der Relevanz persönlicher Erfahrungsberichte berufsdevianter Frauen wiederholt aufgegriffen und diskutiert. Dabei vertreten Kathrin und Annika die Meinung, dass das Einholen sachlicher Informationen zu geschlechtsuntypischen Berufen erst dann Sinn macht, wenn das Risiko darin in einen Außenseiterstatus zu geraten nicht zu hoch erscheint:

*„Wenn jetzt zum Beispiel da `ne Frau in dem Beruf isch, was die dazu sagt, und wie die sich fühlt. Und wenn jetzt die zum Beispiel sagt, dass ähm, jeder dumm an sie hinredet (.) und irgendwie (.) niemand sie versteht, dann würd i mir au überlege, ob ich den Beruf überhaupt nimm, au wenn mich des intressiere würd. Weil wenn ich die ganze Zeit nur verarscht werd oder ausgelacht, dann (.) macht mir des ja au kein Spaß! Oder?“ (Z. 1609-1614, vgl. hierzu auch 655-663, 627-648, 1597-1600).*

Persönliche Erfahrungsberichte dienen demnach primär der Einschätzung des Risikos in gegengeschlechtlichen Berufen ins Abseits zu geraten. Jessica stellt dagegen die Aussagekraft negativer Erfahrungsberichte von Frauen aus männlich konnotierten Berufen in Frage: *„Wenn die jetzt saget, des isch schlecht, dannnnn muss des ja net heiße, dass i des dann au schlecht find“, (Z. 1579-1586).* Indem Jessica und vor allem Kathrin diesbezüglich oppositionelle Standpunkte einnehmen und hiervon abzurücken nicht bereit sind, kommt es in der Folge zu einer stark kontroversen Diskussion (vgl. hierzu 1627-1664). Während sich Annika dabei zunehmend Jessicas Sichtweise anschließt (vgl. hierzu Z. 1633 und 1657-1660) rückt Kathrin ihrem Standpunkt lediglich insofern ab, als dass sie einräumt, ihre Einschätzung über eine mögliche Außenseiterposition in bestimmten „Männer“-Berufen auf mehrere unterschiedliche persönliche Erfahrungsberichte zu stützen. Nach wie vor misst sie diesen jedoch eine hohe Bedeutung bei, womit die Opposition in dieser Frage letztlich nicht überwunden werden kann.

### 3.5. Fallbeschreibung Neuffen2

Die sechs Schülerinnen die an dieser Diskussion teilnehmen, besuchen die Abschlussklasse einer Realschule in Neuffen. Selbstläufige Diskussionen entstehen hier erst über die Eingangspassage hinaus. In der ersten Hälfte der Diskussion, in der die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen das zentrale Thema darstellt, werden Diskussionen stark von Esther, dominiert. In der zweiten Hälfte der Diskussion ist die Beteiligung der Teilnehmerinnen deutlich ausgeglichener und es kommt häufiger zu Diskussionen, die sich durch eine hohe interaktive und metaphorische Dichte, sowie durch einen starken Bezug zum eigenen Erfahrungsraum auszeichnen. Auffällig in dieser Gruppe ist, dass zu Beginn der Diskussion sehr stark auf Stereotype in Bezug auf Beruf und Geschlecht rekurriert wird. Je weiter die Diskussion voranschreitet, umso stärker und umfassender werden diese selbst zum Diskussionsgegenstand erhoben und kritisch hinterfragt. Die zentralen Themen stellen dabei vor allem die Frage nach geschlechtsspezifischer Berufseignung und damit einhergehend nach der Aufteilung des Arbeitsmarktes in „männliche“ und „weibliche“ Bereiche dar.

***Weiblichkeit und „Männer“-Berufe? – „Früher war des ja dann eher so, dass es solche waren [...] wo vielleicht au lieber n Junge sein wollten oder so.“ (Z. 288- 290)***

Ausgangspunkt von Diskussionen die in dieser Gruppe anfangs vergleichsweise viel Raum einnehmen, stellt der nachfolgende Beitrag Esthers dar. Dieser folgt der Frage D`s, was am Anschauungsmaterial besonders aufgefallen sei. Dazu bezieht sie sich auf ein im NFM-Auszug enthaltenes Statement der darin vorgestellten Kfz-Mechatronikerin<sup>19</sup>, dass bei Esther bereits in der Einarbeitungsphase auf Ablehnung stößt („Ihh! Isch die eklig!“ Z.75):

*Esther: Ja, bei uns steht zum Beispiel au, dass ses geil findet, wenn ihre Hände schwarz sin (.) vom arbeiten. Ich weiß net, also (.) normalerweise denkt mer ja , so `ne Frau, die findet `s dann eher net so (..) lecker oder was weiß ich was (lacht).*

*Einige Teilnehmerinnen lachen.*

*Esther: Und (.) der gefällt des ja anscheinend gut und was weiß ich was, und, also (.) normalerweise isch des ja nich so. Deswegen isch des ja schon so `n bisschen komisch.*

*D: Und (.) da, also (..) hat des dich dann einfach überrascht, oder (..) wie fandest du des dann?*

---

<sup>19</sup> „Ich find's geil, wenn meine Hände schwarz sind!“ (Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg (Hrsg.)(2006): S.47).

*Esther: Ich weiß net, aber ich, ich find des irgendwie unpassend, also (..) weil des halt bei Männern, den, denen isch des wahrscheinlich so egal, oder so. Aber bei Frauen, i denk, die achten au eher drauf. (..) Und, deswegen passt des irgendwie nich so (.) dazu.*

*Ina: (5) Die hat ja au dann gschrieben, also, dass se aus der Tanze, ääh, aus der Reihe tanzt (lacht) [...]*

*Ayleen: Jo. (Z.240- 268)*

Esther nimmt hier sehr stark bestätigend auf stereotype Weiblichkeitsvorstellungen Bezug, nach denen sich Frauen vor allem durch ein besonderes Reinlichkeitsbedürfnis auszeichnen und dementsprechend „schmutzigen“ Tätigkeiten ablehnend gegenüber stehen. Folglich erscheinen hier Frauen, die angeben Spaß an „schmutziger“ Arbeit – worunter gemäß stereotypen Vorstellungen vor allem „Männer“-Berufe zu verstehen sind – haben, als Abwechlerinnen von Weiblichkeitsnormen. Während aus der Gruppe diesbezüglich kein Protest laut wird, schließt sich Ina dem an, indem sie – gewissermaßen zum Beleg dieser Sichtweise – ein Zitat der im NFM-Auszug dargestellten Kfz-Mechatronikerin Victoria H.<sup>20</sup> anführt. Während sich dieses Zitat tatsächlich darauf bezieht, dass Victoria H. in ihrer Familie als einzige nicht studiert, suggeriert Ina hier, Victoria H. verstünde sich selbst ebenfalls als Abwechlerin von Weiblichkeitsnormen. Im Anschluss daran initiiert Esther ein neues Thema, indem sie sich selbst in einer Antwort auf die Frage versucht, was es für Frauen sind, die männlich konnotierte Berufe ausüben:

*Esther: Vielleicht sin des dann halt eher die Frauen, die des also, vielleicht die, die Berufe ausüben, die vielleicht halt au stärker sind, oder `s halt (.) gewohnt sin irgendwie. (..) Also net, dass jetzt zum Beispiel eine von uns oder so (..) `s (.) machen könnte. Könt ich mir jetzt net vorstellen!*

*Christine: Vielleicht hat se `s au als Hobby oder so.*

*Esther: Ja (7). Ja, oder eher halt so bissle jungsmäßig oder mit Jungs abhängt oder so (lacht) (4). Wo halt net so weiblich isch.*

*Ina: Ja.*

*Alle lachen. (Z.270- 282)*

Indem sie annimmt, es könnten vor allem diejenigen Frauen sein, die über eine hohe Körperkraft verfügen, bezieht sich Esther bestätigend Bezug auf die stereotype Vorstellung, nach der „Männer“-Berufe per se physisch besonders belastend sind. Darauf bezogen konstatiert sie, dass keine der Teilnehmerinnen für männlich konnotierte technische Berufe geeignet erscheint. Hierzu äußert sich keine der Teilnehmerinnen. Stattdessen führt Christine als alternative Erklärung hinsichtlich der Frage, was es für

---

<sup>20</sup> „Ich tanze aus der Reihe“ (Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg (Hrsg.)(2006): S.47).

Frauen sind, die „Männer“-Berufe ausüben, berufsinhaltliches Interesse an, dass sich auf praktische Erfahrungen stützt. Dem scheint Esther zunächst zustimmen, geht hierauf jedoch nicht weiter ein, sondern spitzt ihre eigene These, dass berufsdeviante Frauen von dem abweichen, „wie Frauen normalerweise sind“, weiter zu. Dabei wird zum einen vermutet, dass diese Frauen insgesamt Weiblichkeitsvorstellungen verhältnismäßig wenig entsprechen. Als ein Beispiel dafür, worin dieses Abweichen von Weiblichkeitsnormen unter anderem besteht, werden Mädchen angeführt, die ihre Freizeit vornehmlich mit Angehörigen der „anderen“ Geschlechtsgruppe verbringen. Während Ina sich dem anschließt, antworten die übrigen Teilnehmerinnen hierauf lediglich mit uneindeutigem Gelächter. Auf die sich anschließende Frage D`s, inwiefern die im NFM-Auszug enthaltene Abbildung, die Victoria H. privat zeigt, den Vorstellungen der Gruppe von Frauen in technischen Berufen entspricht, antwortet erneut allein Esther:

*Esther: Ich denk, des isch also (.) zur Zeit isch des, also (.) früher war des ja dann eher so, dass es solche waren, die dann vielleicht au (..) nur mit Jungs abhänge sin oder was weiß ich was, wo vielleicht au lieber n Junge sein wollten oder so. Aber ich denk, jetzt grad isch `s au so, dass au viele, die au so auf ihr Aussehen achten und so und (.) au eigentlich so `n bisschen (.) Prinzessin sin oder so (.), des trotzdem au machen, weil `s irgendwie denne so, einfach Spaß macht oder so. Weil se halt dann (.) Abwechslung zu ihrem (.) Alltag ham. Deswegen. (Z 288- 294)*

Konfrontiert mit dem Bild, das Victoria H. privat als eine gewöhnliche junge Frau zeigt, weicht Esther von ihrer bisherigen Argumentationsstrategie ab. Einerseits hält sie an ihrer bisherigen stereotypen These fest, die sie weiter zuspitzt: Danach weichen berufsdeviante Frauen nicht nur von Weiblichkeitsnormen ab, sondern hegen evtl. auch den Wunsch, dem anderen „Geschlecht“ anzugehören, verfügen somit nicht über eine Geschlechtsidentität die zu ihrer Geschlechtszugehörigkeit passt. Vermutlich orientiert an der Norm der „Political Correctness“ verortet Esther den Gültigkeitsbereich dieser ersten Erklärung in der Vergangenheit. Parallel hierzu führt sie eine alternative, politisch korrekte Erklärung hinsichtlich der Frage an, was es für Frauen sind, die in männlich konnotierten Berufen tätig sind. Demnach gründen heutzutage geschlechtsuntypische Berufswünsche von Frauen, die Weiblichkeitsnormen häufig sehr stark zu entsprechen scheinen („Prinzessin“, Z. 290), primär in berufsinhaltlichem Interesse und dem Wunsch nach neuen Herausforderungen.

Während die Gruppe zu diesen Ausführungen Esthers keine Stellung bezieht, greift sie die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen zu einem späteren Zeitpunkt, im Anschluss an eine Diskussion zum SYF-Titelbild erneut auf:

*Ayleen: (10) Ich fand `s halt (.) schon bissle verwirrend, weil ich hab immer dacht, entweder isch man (.) soo (...) jungshaft (.) oder (.) man isch so (.) soo ne (.) aufgestylte Tussi oder so (lacht). Und dass des, des bringt ja zum Ausdruck, dass mer des au verbinden kann. Und des (.) hab i jetzt net dacht!*

*Ina: (7) Aber ich denk au, vielleicht äähm (...), dass jetzt (...) soo (..) also viele (.) Frauen (.), die jetzt grad so (.) eher so frauenhaft sind, (.) vielleicht au jetzt den Beruf nehmen MÜSSEN, weil die keine andre Lehrstelle bekommen oder (.) keinen anderen Beruf. Und, dass die dann (.) mal damit versuchen (.) denk ich vielleicht au. Kann au sein!*

*D: Aha. Also eher so `ne Notlösung dann praktisch?*

*Ina: Ja. (...) Ja, mal versucht (.) und dann (...) ja. Dass es vielleicht dann klappt. [...] Muss ja nich heißen, dass es denne dann gar nich gefällt. Vielleicht gefällt s denen schon `n bisschen. Aber, `s war jetzt nich denne ihr (.) Traumberuf gwesen Oder (..) ja.*

*Esther: Ich denk au, dass vielleicht au viele `s halt einfach machen, weil se Abwechslung haben wollen. Weil wenn se irgendwo im Alltag ja immer so (.) sich immer um ihr Aussehen kümmern und so, vielleicht finden die des ja au irgendwann dann langweilig oder so und deswegen wolln se halt was anderes noch (.) im Leben ausprobieren. Und des isch ja grad `s Gegenteil und deswegen. Vielleicht isch des dann bisschen vielleicht so `n Reiz oder so, dass mer*

*Ayleen: Oder `s regt die auf!*

*Alle lachen*

*Ayleen: Weil die normalen, also net normal, also net normal, also so Büro oder so (.) oder mit (.) also so (...) zum Beispiel so kaufmännische Berufe oder so. Dass mer da au immer (.) ganz schön gekleidet kommen muss und (.) auf alles achten! Und vielleicht, dass se da denken, och, da muss ich mir jetzt net so viel Gedanken machen! (.) Wie ich da ausseh!*

*[...] Bea: (4) Vielleicht wollen se au einfach mal (.) den Männern praktisch beweisen, dass Frauen des au können! Also, dass es nich einfach nur `n Männerberuf isch.*

*[...] Fulya: (...) Ja, ich find, wenn man (.) als Frau (..) gut mit äh (.) solchen Sachen umgehen kann, also (.) diesen Beruf (..) dann sollte man das auch machen und nicht dann (..) ja, sich davon abschrecken lassen, dass da nur Männer arbeiten. (Z.868 – 917)*

Ausgangspunkt dieser Diskussion stellt Ayleens Erkenntnis dar, dass Weiblichkeit und technische Berufe keinen Widerspruch darstellen müssen, Frauen in „Männer“-Berufen somit nicht per se „unweiblich“ sind. Im Unterschied dazu, hält Ina offenbar weiterhin an der stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit männlich konnotierter Berufe mit Weiblichkeit fest. Dem entsprechend erklärt sie die Feststellung, dass berufsdeviante Frauen Weiblichkeitsnormen durchaus entsprechen können, mit äußeren Umständen wie Lehrstellenmangel. Das heißt, dass Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen, die vor allem bezogen auf ihr gesamtes äußeres Erscheinungsbild nicht von stereotypen Weiblichkeitsvorstellungen abweichen, tendenziell unfreiwillig in diesen Berufen

gelandet sind<sup>21</sup>. Esther greift hier erneut ihre These geschlechtsuntypischer Berufswahlen als Ausdruck eines Wunsches nach Abwechslung auf. Dabei bezieht sie Abwechslung darauf, sich in männlich konnotierten Berufen nicht an Weiblichkeitsnormen orientieren zu müssen. Ayleen knüpft bestätigend hieran an und führt als zentrales Motiv geschlechtsuntypischer Berufswahlen an, allein dort nicht Anforderung gelte, viel Wert auf das gesamte äußere Erscheinungsbild zu legen. Anders als ihre Vorrednerinnen grenzt sich Bea tendenziell von stereotypen Vorstellungen einer geschlechtsspezifischen Berufseignung und damit einhergehend von der Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen ab. Als Berufswahlmotiv für männlich konnotierte Berufe führt sie den Wunsch an von Frauen an, eben diese stereotypen Vorstellungen zu widerlegen. Allein Fulya, die sich im bisherigen Diskussionsverlauf sehr zurückgehalten hat, setzt im Rahmen ihres Plädoyers, nach dem die geschlechtliche Konnotation eines Berufes bzw. die Frage inwieweit dieser männerdominiert ist in der Berufswahl nicht von Bedeutung sein sollte, Geschlecht irrelevant. Anstelle dessen sollte primär berufsinhaltliches Interesse bzw. eine praktische Begabung als Grundlage der Entscheidung für einen (männlich konnotierten) Beruf dienen

***Situation von Frauen in technischen Berufen - „Kann ja auch sein, dass die (.) Männer, die dort arbeiten, keine (.) Frau akzeptieren.“ (Z.331)***

Im Anschluss an Esthers vorherige, politisch korrekte These, dass heutzutage – im Gegensatz zu früher – die Motivation vieler Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen tätig zu werden, auf dem Wunsch nach Abwechslung gründet, positioniert sich Christine gegenüber technischen Berufen: *„Ich könnt mir au vorstellen, da jetzt zu arbeiten, weil ich hab ja au (.) Technik gewählt in der Schule und (..) ja“ (Z. 296f.)*. Dass sie erst zu diesem Zeitpunkt von ihrem Interesse an technischen Berufen erzählt, deutet darauf hin, dass sie sich diesbezüglich zuvor der sozialen Akzeptanz der Gruppe nicht sicher war. Für diese These spricht auch, dass sie zuvor Esther in ihrer Annahme, nach der keine der

---

<sup>21</sup> Die starke Orientierung Inas an der stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen zeigt sich auch darin, dass sie sich hierauf bezogen von technischen Berufen abgrenzt: *„Ich kann `s mir net vorstellen, dass (.), dass ich zum Beispiel, kann `s mir bei mir gar net vorstellen. (...) Oder, dass, dass des au jemand, oder au eine macht, die (..) privat voll (.) ähm (...) ähm (...) ja (lacht). Nee, ähm, so, so (.) ganz arg weiblich isch oder so. Kann ich mir halt gar net vorstellen, soo richtig. So, wenn ich die Bilder seh schon, aber (...) sonst nur wo, welche wo halt (.) jungsmäßig drauf sin oder so“ (Z. 351- 356).*

Teilnehmerinnen für technische Berufe in Frage kommt, nicht korrigiert hat (vgl. Z. 270-276). Unmittelbar im Anschluss an diese Positionierung, grenzt sich Christine sogleich wieder von diesen Berufen ab: „*Neee. Ich würd `s trotzdem net machen. (...) Ja, weil `s halt au scheiße is, wemmer immer alleine oder so, als einzigschte Frau da isch oder so*“ (Z.320- 321). Ihre Abgrenzung von technischen Berufen als männerdominiert deutet auf die Antizipation eines Außenseiterstatus von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen hin, der schwerer zu wiegen scheint als ihre scheinbar positiven Erfahrungen im Technikunterricht. An diese Andeutung knüpft Fulya bestätigend an und führt sie weiter aus: „*Kann ja auch sein, dass die (.) Männer, die dort arbeiten, keine (.) Frau akzeptieren. Also, dass sie lieber unter sich sein wollen*“ (Z.331). Von der impliziten Annahme ausgehend, dass Männer in männlich konnotierten Berufen Frauen darin nicht primär als Kolleginnen, sondern als Repräsentantinnen der „anderen“ Geschlechtsgruppe wahrnehmen, steht zu befürchten, dass Frauen dort als unerwünschte „Eindringlinge“ betrachtet werden. Die Antizipation, dass Frauen in „Männer“-Berufen Gefahr laufen ein Außenseiterdasein zu fristen, greifen auch Esther und Bea kurze Zeit später bestätigend auf:

*Esther: Also, ich find grad des, dass die bei dem einen nich genommen wurde, weil die da nur (.) Männerumkleiden ham. (...) Ich mein, wir sin schon so weit, dass es eigentlich klar isch, dass es au klar isch, dass da au Frauen arbeiten können und so. Und deswegen find ich, dass die des eigentlich schon einrichten sollten, dann. Weil des isch ja dann eigentlich voll gegen Frauen, so!*

*Bea: Ich denk ma, manche Chefs nehmen au gar keine Frauen, weil die da au wieder denken, (...) die schaffen des net so wie die Männer! [...] (6) Ich denk mal, viele sind halt dann au der Meinung, dass Frauen des net können. Irgendwie, oder halt wie grad mit der Umkleidekabine oder so. Dass ses sich viele net vorstellen können. Kann ich mir vorstellen, dass des andere halt net können (.) sich vorstellen.*

*Esther: Ich denk, dass es da au oft so Sprüche geben wird, wemmer jetzt zum Beispiel sagt, ja ich mach den Job oder so. Dass dann irgendwelche Männer kommen und sagen „JA, WAS WILLSCH DU DA?“ oder so. (...) Und deswegen (.) isch dann au scho so praktisch (.) ähm (...) jaaa, so, also von Anfang an heißt es dann eigentlich, nur (.) ja Männer können des und wenn dann au noch so Sprüche kommen, deswegen dann. Dass es dann noch extremer wird. (Z.362- 405)*

Offenbar zum Beleg Fulyas Vermutung, Frauen könnten in männlich konnotierten Berufen unerwünscht sein, führt Esther mit Bezug auf das Anschauungsmaterial das Beispiel fehlender Frauenumkleidekabinen in Kfz-Werkstätten an<sup>22</sup> und interpretiert dies Diskriminierung von Frauen am Arbeitsmarkt. Diesen Gedanken fortführend stellt Bea die These auf, die fehlende Berücksichtigung von Frauen im räumlichen Arrangement bestimmter technischer Berufe sei Ausdruck verbreiteter stereotyper Vorstellungen,

<sup>22</sup> Vgl. hierzu Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg (Hrsg.)(2006): S.48, 2. Absatz.

gemäß denen Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit von vornherein die Eignung für diese Berufe abgesprochen wird. Analog hierzu antizipiert sie geringe Zugangschancen von Frauen zu männlich konnotierten Berufen. Dem stimmt Esther implizit zu und vermutet weiterhin, dass Frauen in „Männer“-Berufen häufig Marginalisierungsstrategien ausgesetzt seien, die im Laufe der Zeit an Intensität eher zu- als abnehmen würden.

***Berufseignung als geschlechtsspezifisch? – „Vielleicht kommt des ja noch von früher.“ (Z. 1131)***

Mit Bezug auf die Beschreibung des Berufs Kfz-MechatronikerIn im BN-Auszug grenzt sich Fulya folgendermaßen von technischen Berufen ab:

*„Da stand halt, äh, dass mer was zusammen bauen muss, installieren und herstellen. Und da denkt man eigentlich gleich (.) eher so an (.) Männerberufe. (..) Weil, ich könnt mir da nich vorstellen, (..) ja, dort zu arbeiten. Weil da steht halt viel über (.) ja, elektrische Anlagen bauen (.) und so.“ (Z. 647-650)*

In der Beschreibung des Tätigkeitsfeldes von MechatronikerInnen des Internet Portals Berufenet wird keine abstrakte Fachsprache verwendet, sondern die hier auftauchenden Begrifflichkeiten sind häufig auch in der Alltagssprache zu finden. Insofern wird nicht auf Stereotype von Technik als „männlich“ und damit einhergehend als kompliziert und (von Frauen) tendenziell undurchschaubar Bezug genommen. Dennoch scheint diese Berufsbeschreibung bei Fulya tendenziell die Vorstellung an einen typischen „Männer“-Beruf zu wecken, worauf bezogen sich Fulya von dem Beruf Kfz-Mechatronikerin abgrenzt. Dem schließt sich Bea ohne weiter Erläuterungen an (vgl. Z.660f.). Einige Zeit später grenzt sich in ähnlicher Weise auch Ayleen von technischen Berufen ab, was im Rahmen einer Diskussion zu der Frage geschieht, inwieweit die Darstellung des Berufs Kfz-Mechatronikerin im BN-Auszug der Vorstellung eines typischen „Männer“-Berufes entspricht:

*Ayleen: Also für mich kommt des aus so rüber. Vielleicht, weil ich selber des niemals machen könnte (.) oder würde (.) oder (...) des halt net kann!*

*Einige Teilnehmerinnen kichern.*

*D: Und, ähm wie kommt des dann genau für dich rüber?*

*Ayleen: Soooooooo (..) kompliziert (lacht).*

*Bea: Ja und anstrengend (lacht).*

*Ayleen: Physik! (lacht)*

*Christine: Ohhh ja! (kichert) ( Z.1088- 1101)*

Ayleen grenzt sich hier von Technik als „kompliziert“ (Z.1096) ab, was von der Gruppe bestätigend aufgegriffen und weiter ausgeführt wird. Im Folgenden entwickelt sich hierzu



eine längere Diskussion, innerhalb der die stereotype Vorstellung unter anderem von Technik als „männlich“ zunehmend hinterfragt wird:

*Esther: Ja, also des isch ja in der Schule eigentlich genauso. Grad weil sie Physik sagt hat. Da heißt es ja eigentlich au immer, dass die Jungs eigentlich besser sin (.) in solchen Sachen und so. Obwohl `s eigentlich immer mehr kommt, dass eigentlich au die Mädchen besser sein können oder so. Dass es gar nich (.) also, da drauf ankommt, ob mer jetzt (.) `n Mädchen oder `n Junge isch.*

*[...] Bea: Bei uns in der Klasse isch `s ja au so, dass die Jungs irgendwie fauler sin als die Mädchen (.) und (.) ja. Dass die halt irgendwie meistens zumindest mal mehr lernen.*

*Fulya: Ja. Wir ham ja auch Technik in der Schule. Und da sin ja auch die meisten Jungs in Technik. (..) Obwohl, ähm manche Mädchen viel genauer (..) des zusammen bauen können. Also viel geschickter (.) sind! (..) Die bauen `s einfach irgendwie zusammen (.) und*

*Ina: Jungs sind au meistens (.) schlampiger! (lacht)*

*Fulya: Ja.*

*Christine: Ja.*

*Ina: Wie Mädchen (.) find ich.*

*Ayleen: Vielleicht kommt des ja noch von früher, weil mer da ja au gsagt hat (..) die Jungs müssen, oder die Männer müssen halt eher (.) solche Berufe (..) machen (.) weil die kräftiger wären oder so. (..) Vielleicht (.) hat `s da irgendwie (...) so (..) abgefärbt bis heute oder so. (Z. 1106- 1136)*

Der stereotypen Vorstellung, Begabungen im technischen und naturwissenschaftlichen Bereich seien per se „männlich“ stellt die Gruppe unter Bezug auf den eigenen Erfahrungsraum zunächst die Feststellung gegenüber, dass Erfolge diesbezüglich geschlechtsunabhängig zu sein scheinen. Darauf aufbauend wird jedoch ein Passungsverhältnis konstruiert, nach denen Mädchen für diese Bereiche tendenziell besser geeignet scheinen. Hierzu wird auf stereotype Vorstellungen davon, „wie Frauen sind“ rekurriert und Mädchen tendenziell verallgemeinernd als fleißig und geschickt dargestellt. Entgegengesetzt hierzu werden Jungs vor allem als „faul“ (Z. 114) und „schlampig“ (Z. 1123) charakterisiert. Damit wird sich hier vor allem von der stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Frauen und „Männer“-Arbeit abgegrenzt. Die stereotype Vorstellung, dass sich Menschen qua Geschlechtszugehörigkeit in ihren Eigenschaften et cetera grundlegend voneinander unterscheiden, wird – wenn auch nur mit Bezug auf den eigenen Erfahrungsraum – dagegen reproduziert. Ausgehend hiervon gelangt Ayleen zu dem Schluss, dass numerische Überrepräsentanzen von Männern in bestimmten Berufen - analog zum Technikunterricht in der Schule – keine Aussagekraft darüber besitzen, inwiefern Männer hierfür tatsächlich als besser geeignet erscheinen.

***Bedeutung geschlechtsuntypischer Berufswahlen – „wenn `ne Frau `n Männerberuf machen will, dass da (..) viel mehr draus gemacht wird.“ (Z. 1173f.)***

Das in der zuvor analysierten Passage einsetzende Hinterfragen von Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht setzt sich im weiteren Diskussionsverlauf fort:

*Christine: Ich find au irgendwie von so (.) Frauenberuf. Also zum Beispiel (...) früher hat ja die Frau immer kochen müssen und wenn jetzt zum Beispiel `n Mann (.) `n Koch isch, dann (..) wird da gar nicht so `n Drama draus gemacht (..) was, wie wenn `ne Frau irgendwie was technisches machen will.*

*Einige Teilnehmerinnen stimmen zu.*

*Bea: Mhm! Ja, des isch mir au schon aufgefallen!*

*Aylen: Es gibt au mehr Köche!*

*Christine: Mhm. Ja (lacht)*

*Aylen: Also wenn jetzt Männer `n Frauenberuf machen, dass jetzt irgendwie so (..) und ähm, nich selbstverständlich isch, aber (..) wenn Frauen jetzt (.) LKW-Fahrer werden oder (..)*

*Lautes Gelächter. Im Folgenden herrscht ununterbrochenes Gekicher im Hintergrund.*

*Aylen: (lacht) oder was Mechanisches machen. (...) Des hab ich ja schon gesehn! Dann ähm, dann isch ja, aber, wird da mehr draus gemacht. Also so, (...) auf (.) negativ halt.*

*Esther: (...) Ich denk au, viele Männer sin der Meinung, dass die (..) halt au den Beruf von Frauen machen können, weil des halt, die denken halt, ja (.) des isch nicht so anstrengend oder so! Des isch praktisch so (..) viel leichter prakt, so wie ähm (..) `n Beruf in der Werkstatt oder so! Und deswegen sind die halt der Meinung, ja, (..) des würd ich au packen oder so. (..) Und deswegen denk ich halt, isch des halt grad so, dass halt, wenn `ne Frau `n Männerberuf machen will, dass da (..) viel mehr draus gemacht wird praktisch, also dass da drüber gredet wird und so, wie wenn `n Mann (.) `n Frauenberuf macht. (Z. 1144- 1175)*

Gemeinschaftlich entwickelte die Gruppe hier die These, dass die Ausübung eines geschlechtsuntypischen Berufes im Falle von Frauen in der Regel auf deutlich negativere Reaktionen zu stoßen scheint als im Falle von Männern. Zur Erklärung dessen vermutet Esther eine Orientierung von Männern an der stereotypen Vorstellung, nach der „Männer“-Berufe im Vergleich zu „Frauen“-Berufen als höherwertiger und anspruchsvoller gelten und analog dazu Männer im Vergleich zu Frauen generell über die höhere Kompetenz zur Ausübung von Berufsarbeit verfügen. Demnach sehen sich Männer sowohl für „Männer“- und erst recht für „Frauen“-Berufe als geeignet an, wohingegen die Einschätzung von Frauen für einen „Männer“-Beruf geeignet zu sein nicht ihrer Erwartung entspricht und folglich auf Widerstand stößt. Hieran anschließend ergibt sich eine Diskussion zu der Frage, wie es kommt, dass sowohl Männer als auch Frauen mehrheitlich in geschlechtstypischen Berufen tätig sind:

Ina:(...) s kann au sein, dass (..) ähm, Männer halt nur Männerberufe machen, (..) anstatt vielleicht so im Büro arbeiten oder so. Oder Friseur (lacht) (...). Und, dass dann halt au schon die ganzen Plätze belegt sind durch die Männer, und dass dann halt die Frauen nich mehr reinkommen und (...) die Arbeitsgeber (..) dann au keine (..) Frauen (..) also lieber Männer als Frauen nehmen. Vielleicht isses au deswegen, dass es weniger (..) Frauen (...) sind.

Christine: Ja! Beim Friseur heißt es ja meist irgendwie (..) also die meisten Männer, wo da arbeiten sind eh (lacht) schwul! Oder (..) ja.

Ayleen: Wobei mer des bei den mechanischen (..) Frauen dann au denkt. Die wären vielleicht (..) lesbisch (..) oder so.

Ayleen: Ja! Irgendwie so (..) die kann ja net normal sein (..) oder so! [...]. Entweder isch die eher so jungsmäßig drauf und privat tut se au (..) keine Ahnung, Fußball spielen oder so (..) und ähm (zu den anderen Teilnehmerinnen, die noch immer kichern) hör doch jetzt auf! Isch ja so! (...) Sagen ja viele!

Fulya: (8) Ja, ich find schon, dass Ayleen Recht hat!

Ayleen: Jaa! (kichert)

Fulya: Weil, wenn jetzt `n (..) Mann [kurze Unterbrechung wegen lautem Gekicher im Hintergrund]. Wenn jetzt `n Mann beim Friseur arbei, äh arbeiten würde, tut der nich so seine Männlichkeit zeigen. Weil, ähm, ja (..) oder wenn `ne Frau (..) im Männerberuf arbeitet (...) ja, (..) des is halt nich weiblich!

Ina: Ja, darum nehmen ja au die Männer (..) Männerberufe (kichert) (..) mehr (...) Des hab ich ja gemeint! Und darum sin ja dann nich so viele (..) Plätze frei, denk ich!

Bea: Obwohl, Beispiel im Büro oder so, da sin ja au voll viele Männer!

Ayleen: (...) Obwohl die sich dann au anpassen (..) also zum Beispiel, wenn ne Frau zum Beispiel was mechanisches macht (...) (lacht). Dann (..) tut die sich j aau net so arg richten. Und (lacht) (..) wenn `n Mann zum Bei, beim Friseur arbeitet, dann (lacht) [...]. Dann tut der sich ja au so, ähm (..) irgendwie net (..) also, net so, in so (..) Arbeitskleidung kommen, so. In ner Latzhose oder so. (5) Also wissen sie, wie ich mein?

D: Also du meinst, dass man sich dem Umfeld dann einfach immer anpasst?

Ayleen: Jaa. Also zum Beispiel, (..) ähm, weil mer von Männern, wenn man (..) an Männer denkt, denkt man ja au so, ja so handwerklich oder so. Aber (..) wenn die dann beim Friseur oder so was arbeiten (...) dann (lacht) ziehn die ja au net so, so, so sowas an oder so. Sondern richten sich ja au. (..) Oder die PASSEN sich halt an.

(Z.1177- 1267)

Geschlecht irrelevant setzend erklärt Ina die numerische Überrepräsentanz von Männern in technischen Berufen zunächst damit, dass diese – einmal entstanden – dadurch aufrecht erhalten werden könnte, dass bei der Rekrutierung von Nachwuchskräften Angehörige der Geschlechtsgruppe bevorzugt werden, die darin bereits überrepräsentiert sind. Während zu Beginn der Gruppendiskussion insgesamt bestätigend auf die stereotype Vorstellung rekurriert wurde, dass das Ausüben eines geschlechtsuntypischen Berufs ein Abweichen von Weiblichkeitsnormen (bzw. Männlichkeitsnormen) darstellt, grenzt sich die Gruppe nun von dieser Vorstellung ab. Dabei wird sich kritisch auf die stereotype Zuschreibungen bezogen, nach denen berufsdeviante Frauen und Männer als Abweichler

der Heteronormativität gelten. Diese Stigmatisierungen werden schließlich als ein weiterer Grund für das Zurückschrecken vor geschlechtsuntypischen Berufen genannt. Weiterhin Geschlecht dethematisierend, beantwortet die Gruppe die Frage, wie solche Zuschreibungsprozesse zu erklären sind, damit, dass sich im Beruf diejenige „Geschlechtsgruppe“, die sich in der Minderheit befindet, in ihrem äußeren Erscheinungsbild jeweils der Mehrheit anpasst. In der Folge wirken berufsdeviante Frauen und Männer weniger „weiblich“ bzw. „männlich“.

### **3.6. Fallbeschreibung Esslingen**

Vier Schülerinnen, die die Abschlussklasse einer Realschule in Esslingen besuchen nehmen an dieser Diskussion teil. Bereits in der Einarbeitungsphase kommt es zu kleineren Diskussionen zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe. Während sich Yvonne im gesamten Diskussionsverlauf sehr stark zurückhält, bringen sich die anderen drei Teilnehmerinnen durchgehend sehr engagiert in Diskussionen ein. Diese kreisen im Kern zumeist um die Frage, wie „Männer“-Berufe sind und inwiefern diese mit Frauen als (un-) vereinbar anzusehen sind, wobei stark gegensätzliche Standpunkte vertreten werden. In der zweiten Diskussionshälfte wird zunehmend auch die Situation von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen zum Diskussionsgegenstand erhoben. In diesem Zusammenhang findet ein vergleichsweise starker Bezug zum Erfahrungsraum der Gruppe statt, was auf einen hohen Stellenwert dieses Themas im Relevanzsystem der Gruppe hindeutet.

*Technische Berufe? - „Ich glaub (..) wir ham alle vier festgestellt, (..) dass [...] diese Berufe hier meistens [...] etwas handwerkliches nicht so unser Ding ist!“ (Z.172f.)*

Bereits in der Einarbeitungsphase deutet sich in spontanen Reaktionen auf das Anschauungsmaterial an, dass die Teilnehmerinnen in Bezug auf technische Berufe zum Teil sehr unterschiedliche Sichtweisen vertreten. Hieraus ergibt sich schließlich eine Diskussion:

*Claudia: (5) Auf, auf jeden Fall weiß ich, dass ich NICHT so Kfz-Mechatronikerin oder so machen will oder [irgendwas mit (..) mit, mit Autos mit RICHTIG SCHMUTZIG MACHEN, des is nichts für mich, gar nich!*

*Steffi: Ich au nich!*

*Betül: Wenn der Wille da isch, kannsch du `s auch!]*

*Steffi: Des hat nix damit zu tun, dass ich s nich werden will, aber (..) ich kann `s einfach nich!*

*Claudia: Man, in dem Sinne, halt so, so sich in ´nen Overall zu stecken und dann  
[Männerarbeit*

*Steffi: Des stört mich gar nich*

*Claudia: Doch! Mit Männern zu arbeiten. (Z.150- 161)*

Im Zuge ihrer eindeutigen Abgrenzung gegenüber männlich konnotierten technischen Berufen, nimmt Claudia stark Bezug auf stereotype Vorstellungen von „Männer“-Berufen, nach denen diese vor allem als „schmutzig“ gelten. Damit rekurriert sie implizit auf stereotype Vorstellungen von Frauen, nach denen sich diese durch ein besonderes Reinlichkeitsbedürfnis auszeichnen. Indem sie sich von technischen Berufen als „schmutzig“ abgrenzt, stellt sich Claudia somit als weiblich dar. Weiterhin bringt sie technische Berufe stark in Verbindung mit „Autos“ (Z. 151), die damit ebenfalls als stark männlich konnotiert erscheinen. Analog hierzu sieht sie auch die in technischen Berufen übliche Arbeitskleidung sowie Tätigkeitsfelder in diesen Berufen offenbar per se als „männlich“ an („Männerarbeit“, Z. 158) und grenzt sich darüber hinaus von technischen Berufen als männerdominiert ab („Mit Männern zu arbeiten“, Z. 161). Zwar schließt sich Steffi Claudias Abgrenzung von technischen Berufen an, jedoch teilt sie deren angeführte Motive diesbezüglich explizit nicht. Stattdessen stellt sie diesbezüglich die These auf, nicht über die dafür notwendige Eignung zu verfügen, was sie nicht weiter präzisiert. Betül die die Abgrenzung ihrer Vorrednerinnen nicht zu akzeptieren scheint, und Motivation als entscheidendes Berufseignungskriterium anführt, positioniert sich hier als einzige nicht gegenüber technischen Berufen. Die in dieser Passage zu beobachtende Tendenz Claudias, die anderen Teilnehmerinnen von ihrer Sichtweise überzeugen bzw. sie diesen aufzwingen zu wollen („Man, in dem Sinne“, Z.158; „Doch!“, Z.161) setzt sich fort, als D wieder anwesend ist, die Eingangsfrage jedoch noch nicht gestellt wurde:

*D: Seid ihr einigermaßen durchgekommen? Oder braucht ihr noch ´n bisschen?*

*Claudia: Ich glaub (..) wir ham alle vier festgestellt, (..) dass (..) diese Berufe hier meistens (..) so was wie (..) etwas handwerkliches nicht so unser Ding ist! Dass es eher so die Männersache is.*

*D: Ja?*

*Claudia: Ja.*

*Steffi: Ja, aber hier schon.*

*Claudia: Äh, (..) ja.*

*Betül: Ja, für mich?*

*Claudia: Ja, genau.*

*Steffi: Ich könnt ´s nich.*

*D: Ja? Ok.*

*Claudia: AUF GAR KEINEN FALL! (Z.170-183)*

Claudia nimmt hier für sich in Anspruch die Gruppenmeinung wiederzugeben, indem sie angibt, die Teilnehmerinnen seien einstimmig zu dem Konsens gelangt, dass technische Berufe für sie nicht in Frage kommen. In diesem Zusammenhang setzt sie Geschlecht relevant. Dabei führt sie Männer qua Geschlechtszugehörigkeit als alleinig zuständig („Männersache“, Z. 173) nicht für technische Berufe an, sondern auch für all das, was damit in Zusammenhang zu stehen scheint und was sie sehr diffus als „etwas handwerkliches“ (Z.173) bezeichnet, worin sich diesbezüglich eine gewisse Fremdheit ausdrückt. In den teils widersprüchlichen und irritierten Nachfragen, Einwänden und Stellungnahmen der Teilnehmerinnen hierzu, deutet sich bereits an, dass die von Claudia formulierte Gruppennorm von der Gruppe nicht ohne weiteres mitgetragen wird. Dies bestätigt sich darin, dass die nächste sich bietende Gelegenheit dazu genutzt wird hierzu Stellung zu beziehen. Im weiteren Verlauf beantwortet Betül als Erste die Eingangsfrage und reproduziert dabei zunächst grob den Inhalt des BN-Auszuges, um dann zum Wesentlichen zu kommen:

*„Also, (..) was ich dazu meine, is (..) also, für mich würde auch so was passen. Also ich bin nich so jemand, die immer nur im Büro gern sitzt, weil (..) ähm, weil (..) so gesagt, früher bin ich auch immer mit meim Bruder hingegangen. Also der arbeitet noch weniger in `ner Werkstatt (..) und es hat mir halt immer Spaß gemacht! Und an dem Girls Day oder so war ich da.“ (Z.190-203)*

Ohne direkt auf Claudias Gruppennorm zu sprechen zu kommen und diese offen in Frage zu stellen, grenzt sich Betül dennoch von dieser ab, indem sie darstellt, inwiefern für sie persönlich unter anderem auch technische Berufe in Frage kommen. Auf diese bezieht sie sich sehr stark über den Raum „Werkstatt“ (Z. 202). Ihr Interesse an technischen Berufen begründet sie damit, dass ihr der Aufenthalt „nur“ (Z. 200) in einem – der Werkstatt hier gegenübergestellten – Raum, dem „Büro“ (Z. 200), zu eintönig ist. Damit betont sie implizit auch ihre Eignung für „Büro“-Berufe, die häufig von Frauen ausgeübt werden. Dass Betül hier ihr Interesse an männlich konnotierten technischen Berufen preisgibt, ohne sich dabei von weiblich konnotierten Büroberufen abzugrenzen, könnte als Versuch interpretiert werden, sich als weiblich darzustellen. Denn gemäß stereotypen Vorstellungen davon, „wie Frauen sind“, gelten berufsdeviante Frauen als Abweichlerinnen von Weiblichkeitsnormen. Weiterhin begründet Betül ihr Interesse an technischen Berufen mit zahlreichen positiven praktischen Erfahrungen in diesem Bereich. Während Betül technische Berufe hier eher als eine Option darstellt, zeigt sich erst später im Diskussionsverlauf, als sie direkt darauf angesprochen wird, dass sie sich

bereits ernsthaft um einen Ausbildungsplatz als Mechatronikerin bemüht. Dass diese Suche bisher jedoch nicht erfolgreich war, erklärt sie folgendermaßen: *„Aber die wollen keine Frauen! Oder (.) die wollen halt als Fahrzeuglackierer und so“ (Z.420f.)*. Auf welche Erfahrungen bei der Ausbildungsplatzsuche Betül diese stützt, bleibt jedoch offen.

Im Rahmen der Eingangspassage scheint von Betüls Stellungnahme gegenüber Claudias kurz zuvor aufgestellter Gruppennorm ein Legitimationszwang auszugehen: Ihrem Beispiel folgend positionieren sich auch die anderen Teilnehmerinnen – inklusive Claudia – nacheinander persönlich gegenüber technischen Berufen. Steffi macht den Anfang:

*„Ja, also ich könnt so was gar nich machen. (...) Weil ich interessier mich halt eher für soziale Berufe. So Altenpflegerin, Krankenpflegerin oder so. Ich bin jetzt nich so der Mensch, so (..) was Handwerk angeht. Ich bin da auch nich so geschickt. Also ich glaub, ich bin da einfach zu doof auch dafür! Ich könnt des gar nich.“ (Z.210- 213)*

Steffi grenzt sich hier eindeutig von technischen Berufen ab, was durch die Verwendung des Konjunktivs zusätzlich verstärkt wird. Als Begründung hierfür gibt sie zunächst ein größeres Interesse für soziale Berufe an, kommt anschließend auf das offenbar schwerwiegendere Motiv zu sprechen. Während sie zunächst konstatiert, in lediglich geringem Maße über die für technische Berufe notwendigen Kompetenzen zu verfügen, spitzt sie diese These immer weiter zu und gelangt schließlich zu dem normalisierten, diskreditierenden Urteil einer grundsätzlichen technischen Inkompetenz ihrerseits. Indem Steffi im Hinblick auf ihr offenbar fehlendes technisches Talent stark übertreibt, verallgemeinert und normalisiert, nimmt sie bestätigend auf die stereotype Vorstellung von Technikkompetenz als „männlich“ Bezug. Damit stellt sie sich – ähnlich wie Claudia – im Zuge ihrer Abgrenzung von männlich konnotierten technischen Berufen als „weiblich“ dar. Claudia, die sich als nächstes zu Wort meldet, grenzt sich erneut sehr stark von technischen Berufen als „männlich“ ab:

*„Ich (.) bin (.) wiederum (.) derjenige, oder diejenige halt, die auch so was nich machen würde. `S isch, (.) also, is glaub ich gar nix. `S käme auch (..) gar nich also in Frage. Ähm, ich würde gern etwas kaufmännisches, dann (.) nehmen, was auch vielleicht mit, mit dem Umgang mit Menschen zu tun hat. Also grade auch so was, wie (.) also ich hab mir die Berufe auch angeguckt, und mich beworben, als Drogistin, als Einzelhandelskauffrau. [...] Ich mag `s lieber, ich rede viel (.) und ich bin so `n offener Mensch (.) und dann (.) ähm, ja haben mir eher die Praktikas in (.) ähm, größeren Geschäften (.) ich hab zum Beispiel in (Möbelgeschäfts A) (..) Praktikum gemacht, im (Möbelgeschäft B) (..) also so große Geschäfte. Und da hat man sehr sehr viel Kundenkontakt und Kundenbetreuung und ich glaub, des is mir in meim Job sehr sehr wichtig.“ (Z.215- 226)*

Claudias ablehnende Haltung gegenüber technischen Berufen zeigt sich hier erneut darin, dass sie angibt, diese von vornherein auszuschließen, was sie als nicht begründungsbedürftig ansieht. Stattdessen bezieht sie sich im Folgenden darauf, was ihr in ihrem künftigen Beruf wichtig erscheint (und was dem entsprechend für technische Berufe nicht zuzutreffen scheint). Hierzu charakterisiert sie sich zunächst selbst als kommunikativ und aufgeschlossen. Ihre Präferenz für den Beruf Einzelhandelskauffrau begründet sie damit, dass das diesem Beruf eigene Tätigkeitsprofil besonders gut mit den für sie typischen Eigenschaften zusammen zu passen scheint. Damit nimmt sie implizit bestätigend Bezug auf stereotype Vorstellungen von Berufen, nach denen im Rahmen des Arbeitsalltags ein Kontakt zu Menschen vornehmlich in „Frauen“-Berufen stattfindet.

Auch Yvonne positioniert sich schließlich gegenüber technischen Berufen, wobei sie diesbezüglich keinen klaren Standpunkt zu vertreten scheint, auf den sie sich in ihrem Beitrag stützen könnte. Entsprechend fällt dieser vergleichsweise kurz aus:

*„Also, ich bin irgendwie neutral. Ich könnt mir schon vorstellen, so (.) als Mechatroniker oder so was. Ich find `s irgendwie auch lustig. Aber (.) ich könnt mir des irgendwie nich vorstellen, so (..) für mein Leben lang zu machen, oder für `ne längere Zeit. (..) Ich brauch irgendwie (.) mehr Abwechslung! Und, ähm Umgang mit Menschen, so eher.“ (Z.228- 231)*

Yvonne scheint technischen Berufen weder besonders zugewandt, noch abgeneigt, führt hierzu jedoch lediglich Pauschalaussagen an. Auch die häufige Verwendung des diffusen Begriffs „irgendwie“ (Z. 228f.) weist darauf hin, dass sie hierzu noch keine eigene Meinung entwickelt zu haben scheint, auf die sie sich hier beziehen könnte. In Anbetracht dessen wird auch plausibel, weshalb sich Yvonne im gesamten Diskussionsverlauf nur sehr selten zu Wort meldet.

***Zur numerische Unterrepräsentanz von Frauen in technischen Berufen - „Ich glaub, es gibt auch so wenige, weil des Klischee einfach so is.“ (Z.249)***

Auf die Frage D's, was der Gruppe am Anschauungsmaterial gefallen habe, bezieht sich Claudia auf das SYF-Titelbild und stellt ihre Interpretation diesbezüglich dar:

*„Ich glaub, vielleicht auch des (..) hier soll darstellen, dass vielleicht `n Mädchen, dass sehr mädchenhaft (..) ist, vielleicht auch irgendwo (.) in ihr so bisschen so `n Mann steckt. Also in dem Sinne, dass sie sich auch vielleicht schmutzig machen kann. Und sich vielleicht (.) mal (.) ja, die Finger halt (.) dreckig macht (.) oder (.) richtig anpackt und so. Also vielleicht denkt man das oberflächlich von (.) Mädchen (..) Ach! Des is so `ne Tussi! Die würde gar nichts anfassen, gar nichts, gar nichts (..) ähm, machen. Na würde sie sich lieber ihre Nägel schön lassen und so weiter. Aber dann am Ende vielleicht (..) is sie so eine, die eher (..) in so `nem Beruf arbeiten wollen*



*würde. (...) Ich glaub da gibt `s (...) echt, ähm, wenige davon. Aber (...) es gibt halt welche, ja“ (Z.240- 248).*

Claudia stellt hier die These auf, dass in Frauen, die – bezogen auf ihr äußeres Erscheinungsbild – Weiblichkeitsnormen in hohem Maße entsprechen („*sehr mädchenhaft*“, Z.241) und sich für männlich konnotierte technische Berufe interessieren, im übertragenen Sinne „*so bisschen so `n Mann steckt*“ (Z.241f.). Damit rekurriert sie bestätigend auf Stereotype von Beruf und Geschlecht, nach denen berufsdeviante Frauen als Abweichlerinnen von Weiblichkeitsnormen gelten. Analog zu stereotypen Vorstellungen von „Männer“-Berufen, definiert Claudia diese hier primär als „*schmutzig*“ (Z. 242). Für Frauen erscheint dem entsprechend eine hohe Orientierung an Schönheit und Sauberkeit als charakteristisch. Dass sie sich von der Vorstellung, Frauen würden technische Berufe als „schmutzig“ ablehnen, als einem Klischee abgrenzt, kann als eine Orientierung an der Norm der „Political Correctness“ angesehen werden. Denn bereits in der Einarbeitungsphase hatte sich Claudia mit Bezug auf eben diese Vorstellungen von technischen Berufen abgegrenzt (vgl. Z. 150ff.). Ihre erneut stereotype, abschließende These, dass sich Frauen in der Regel eher nicht für „schmutzige“ technische Berufe interessieren wird in der Folge zum Ausgangspunkt einer Diskussion zu der Frage, wie es zu überwiegend geschlechtstypischen Berufs“wahlen“ junger Frauen kommt:

*Steffi: ich glaub, es gibt auch so wenige, weil des Klischee einfach so is, dass Mädchen so was nich machen!*

*Betül: Ja.*

*Yvonne: Mhm.*

*Claudia: Genau.*

*Steffi: Und deswegen is halt auch so, dass wenige Mädchen so was machen und eher Kindergärtnerin oder so. Des sin eigentlich die typischen Mädchenberufe. Ich denk, des is einfach des Klischee, was des, was solche handwerklichen Berufe ham.*

*Betül: Des sollte sich aber au mal ändern! (...) Weil, dann sagen immer die Männer "Jaa, die Frauen können des nich und des nich!" Und (.) jaa. Wir hatten schon mal so `ne Diskussion in Religion über des. Mädch, äh Frauen und Männer. [...]*

*Steffi: Ich denk Frauen können `s genauso wie die Männer! (...) Nur die trauen sich `s nich! (...) Glaub ich! (Z.249- 263)*

Steffis These, dass die Männerdominanz in technischen Berufen damit zu erklären ist, dass junge Frauen angesichts verbreiteter stereotyper Vorstellungen, gemäß denen sie nicht über eine Eignung für „Männer“-Berufe verfügen, vor diesen zurückschrecken, schließt sich die gesamte Gruppe an. Eine Orientierung an diesen stereotypen Vorstellungen schreibt Betül explizit Männern zu und stützt sich dabei auf entsprechende Beobachtungen aus dem Erfahrungsraum der Gruppe. Eine Veränderung diesbezüglich –

so Betül – könne allein durch eine Erhöhung des Frauenanteils in männlich konnotierten Berufen erreicht werden. Damit einhergehend plädiert sie implizit dafür, dass Stereotype in Bezug auf Beruf und Geschlecht in der Berufswahl keine Relevanz besitzen sollten. Steffi, die zuvor noch mit technischer Inkompetenz kokettiert hatte, schließt sich dem implizit an und stellt die These auf, dass Frauen sich in ihrer Eignung für technische Berufe tatsächlich nicht unterscheiden, diesbezüglich jedoch über weniger Zutrauen in die eigene Leistungsfähigkeit verfügen.

**„Männer“- und „Frauen“-Berufe im Vergleich – „Deswegen will ich Altenpflegerin werden, weil ich glaub, da kannsch au voll viel reden!“ (Z.457f.)**

Im weiteren Verlauf der zuvor analysierten Passage bringt auch Claudia einen Erklärungsvorschlag zur numerischen Unterrepräsentanz von Frauen in „Männer“-Berufen ein:

*„Aber, aber ich glaub, für `ne Frau oder für `n Mädchen, dass in Ausbildung geht, isses wie gesagt, vielleicht `n bisschen wichtiger (.) ähm, (.) also ich achte zum Beispiel darauf, wenn ich in Job geh (.), dass ich (.) ähm, grade als Einzelhandelskauffrau, dass ich mich da bei `nem großen Möbelgeschäft oder so eher (.) schicker anziehen kann und (.) eher so die Persönlichkeit auch durch des (.) Elegante vielleicht auch, also durch das (.) äußere Erscheinung rüber bring. Und auch, wie gesagt, durch meine Art, ähm (.) vielleicht mit Menschen zu reden und so weiter und nicht halt irgendwie (..) vom, oder UNTERM AUTO (lacht) und irgendwas zu machen! Also irgendwelche Schrauben da, pffffff (.) keine Ahnung (lacht).“ (Z.265- 272)*

Als ein zentrales Motiv geschlechtstypischer Berufswahlen führt Claudia hier die Möglichkeit zur symbolischen Darstellung von Geschlecht an. Diese Möglichkeit scheint in technischen Berufen angesichts der hierfür als typisch konstatierten Tätigkeiten („UNTERM AUTO (lacht) und irgendwas zu machen“, Z. 271) unterlaufen zu werden.

Diesen Gedanken greift Steffi und führt ihn in eine andere Richtung weiter:

*„Ich hab mich auch bei Möbelhaus XY beworben als Einzelhandelskauffrau. (..) Einfach weil, ich red soo gern soo viel, und ich denk (..) des is halt (..) sss bei Mechatroniker nich wichtig, aber so (.) deswegen will ich lieber so was machen, wo ich labern kann, als dass ich die ganze Zeit irgendwo rum lieg und jeden Tag wirklich des Gleiche mach. Des könnt ich einfach gar nich.“ (Z.273- 277)*

Ähnlich wie Claudia zuvor (vgl. Z. 215-226) konstruiert hier auch Steffi ein besonderes Passungsverhältnis zwischen sich und dem stark weiblich konnotierten Beruf Einzelhandelskauffrau. Dazu rekurriert sie einerseits bestätigend auf stereotype Vorstellungen davon, „wie Frauen sind“, indem sie sich – stark überzeichnet – als kommunikativ darstellt. Analog dazu konstatiert sie, im Beruf Einzelhandelskauffrau nehme Kommunikation - im Unterschied zu technischen Berufen – einen hohen

Stellenwert im Arbeitsalltag ein. Dass sie Kommunikation dabei in dem Sinne versteht, wie sie auch im Alltag stattfindet, zeigt sich später im Diskussionsverlauf, als Steffi erklärt: „*Deswegen will ich Altenpflegerin werden, weil ich glaub, da kannsch au voll viel reden!*“ (Z.457f.). Analog zu stereotypen Vorstellungen von „Frauen“-Arbeit, erscheint damit das, was Frauen im Beruf tun, weniger als qualifiziertes, berufliches Handeln, sondern vielmehr als Ausdruck dessen, wie Frauen von Natur aus sind. Noch deutlicher kommt dies zum Ausdruck, als Steffi in Bezug auf ihren künftigen Beruf festhält: „*Ich will unbedingt, wo ich was (.) labern] kann (lacht)*“ (Z.275). Dass auch Claudia an der stereotypen Vorstellung orientiert scheint, dass „Frauen“-Arbeit im Vergleich zu „Männer“-Arbeit weniger professionelles Handeln darstellt, zeigt sich im Rahmen einer Diskussion zu den im BN-Auszug enthaltenen Abbildungen:

*Claudia: Gar nicht! Also i-ich, (.) oh mein Gott!, ich könnte, ich könnte des nich, ich kann `s schon nich seh, wenn ich mein Handy auseinander bau, und die die Kabel und alles, so Knöpfe und so seh, denk ich mir des auch, also (..) neee! AUF GAR KEINEN FALL!*

*Steffi: Ich würd `s gar nich raffan! Ich könnt `s nich!*

*Claudia: Ich au nich! Ich hätte nich die Lust da, so viel zu lernen, weil des is dann (.) mehr lernen als (..) [als. (Z. 578-583)*

Claudia grenzt sich hier unter anderem darauf bezogen von technischen Berufen ab, indem sie die Ausbildung darin als vergleichsweise lernintensiv anzusehen scheint.

### ***Situation von Frauen in technischen Berufen - „Am Anfang war `s ganz ganz schwer für sie!“ (Z.404)***

Im weiteren Diskussionsverlauf grenzt sich Steffi weiterhin von technischen Berufen als männerdominiert ab, was von der Gruppe aufgegriffen wird:

*Steffi: Ich (..) weiß nich. Weil du arbeitest ja dann die ganze Zeit NUR mit Jungs zusammen!*

*Betül: (..) Hmm, neee! [Wer sagt `s des?*

*Steffi: Voll behindert!]*

*Betül: Da sind auch andere Frauen!*

*Claudia: Tzzz! Muss ich d, mir den Männerfrust da anhören!*

*Steffi: Ja! Und dann immer, immer hören, dass man alles falsch macht! (Z.394-400)*

Während Betül die Annahme, in technischen Berufen seien ausschließlich Männer tätig, als nicht zutreffend verwirft, schließt sich Claudia Steffis Abgrenzung von technischen Berufen als männerdominiert an. Dies begründet Steffi mit der Annahme, Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen würden – gemäß stereotypen Vorstellungen einer

geschlechtsspezifischen Berufseignung – die hierfür notwendigen Kompetenzen abgesprochen.

Dass Claudia Männern zum Teil eine hohe Orientierung an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht zuschreibt, wird deutlich, als sie später im Diskussionsverlauf angibt, was ihr am NFM-Auszug gefallen hat:

*„Ich denk, wie gesagt, des is so `n wichtiger Punkt, dass, ähm, dass wie sie gesagt hat, ähm (...) dass viele Männer die Frauen einfach unterschätzen, unterdrücken einfach "Frauen gehören hintern Herd" also auch so, in den Sachen! Und die Männer machen alles im Alltag, aber (...) ähm, ja ich glaub, des is keine so (...) eine die (...) sich da so unterdrücken lässt, sondern die gibt glaub ich alles in ihrem Job! Deswegen, ich find die Beschreibung ganz gut, ja.“ (Z. 503-507)*

Claudia stellt hier die These auf, dass viele Männer weibliche Berufstätigkeit in Frage stellen, indem sie nach wie vor an dem traditionellen Modell der Rollenteilung orientiert sind, nach dem sich der Zuständigkeitsbereich von Frauen auf Familie und Haushalt beschränkt, während Männer vornehmlich einer außerhäuslichen Berufstätigkeit nachgehen.

Im weiteren Verlauf der Passage zur Situation von Frauen in „Männer“-Berufen nimmt Claudia Bezug auf Erzählungen einer befreundeten Industriemechatronikerin:

*Claudia: Und sie hat mir auch gesagt, also (...) am Anfang war `s ganz ganz schwer für sie. Sie wurde niedergemacht "Ah! Des kannsch du nich! Des überlässter mer, des überlässte mir!" und alles [...]Aber mittlerweile, also wie sie da anpackt und die Jungs ham wirklich RESPEKT vor ihr. Also die überlassen ihr auch die Arbeit und die lassen sie auch mal `n bisschen zupacken und (...) ja. Ich glaub, des kriegt sie ganz gut hin und deswegen, also (...) ich hab mich immer gewundert, also (...) ja. Sie war eher so die schüchterne, zurückhaltende [...]*

*Steffi: Deswegen könnt ich `s mir bei dir auch gut vorstellen, dass du des machst! Und ich glaub, du könntest dich richtig fett durchsetzen.*

*Claudia: Glaub ich auch, schon.*

*Betül: Haha, gib mir `n Ausbildungsplatz!*

*Steffi lacht.*

*Claudia: Such dir doch einen!*

*Betül: Ja, mach ich doch! (...) Aber die wollen keine Frauen! Oder (...) die wollen halt als Fahrzeuglackierer und so. (Z.403-421)*

Die zuvor aufgestellte These, Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen werde seitens ihrer Kollegen die dafür notwendig Eignung abgesprochen, wird durch Claudias Erzählung bestätigt<sup>23</sup>. Hieraus zieht Steffi den Schluss, um als Frau in

---

<sup>23</sup> Auch Betül erzählt im Folgenden in ähnlicher Weise von Frauen in technischen Berufen, von deren Situation sie im Rahmen ihres Praktikum als Kfz-Mechatronikerin erfahren hat (vgl. Z. 424-429). Wie in Claudias Erzählung scheinen sich auch diese Frauen schlussendlich die Akzeptanz ihrer Kollegen erkämpft zu haben und sind erfolgreich in ihrem Beruf.

gegengeschlechtlichen Berufen akzeptiert zu werden und sich behaupten zu können, sei es notwendig über eine ausgeprägte Durchsetzungsfähigkeit zu verfügen. Darauf bezogen, konstatieren Steffi und Claudia ein besonderes Passungsverhältnis zwischen Betül und technischen Berufen, was Betül implizit bestätigt.

### **3.7. Fallbeschreibung Reutlingen**

Die Beteiligung der sechs Teilnehmerinnen aus dieser Gruppe, die eine Hauptschule in Reutlingen besuchen, ist insgesamt sehr unausgeglichen. Während sich vor allem Michaela und Daniela, zum Teil auch Maria, durchgehend engagiert in Diskussionen einbringen, gilt dies für Maggi zu keinem Zeitpunkt. Sybel und Isabella beteiligen sich nur vereinzelt aktiv an Diskussionen, halten sich insgesamt jedoch eher zurück. Zu selbstläufigen Diskussionen kommt es erst über die Eingangspassage hinaus, da eine interaktive Bezugnahme in den Beiträgen der Teilnehmerinnen zunächst nicht stattfindet. Stattdessen werden Beiträge zunächst eher weitgehend unkommentiert aneinandergereiht. Im Anschluss an die zweite Frage D's was der Gruppe am Anschauungsmaterial gefallen habe, kommt es jedoch sehr schnell zu Diskussionen, die zunehmend an interaktiver und metaphorischer Dichte gewinnen. Dies setzt sich im weiteren Diskussionsverlauf fort. Die beiden zentralen Themen stellen hier die Frage nach der Eignung von Frauen für männlich konnotierte Berufe sowie die Frage nach der Situation von Frauen in geschlechtsuntypischen Berufen dar.

***Frauen und „Männer“-Berufe? - „Man braucht da halt auch manchmal die Frauen (..) weil die ham halt manchmal auch kleinere Finger!“ (Z. 426ff.)***

Der erste Beitrag aus der Gruppe, der der Eingangsfrage folgt, stellt Michaelas Nacherzählung der im NFM-Auszug enthaltenen Erfolgsgeschichte der Kfz-Mechatronikerin Victoria H. dar, die Michaela offenbar angesichts eigener – im Hintergrund stehender – stereotyper Vorstellungen in Bezug auf Frauen und „Männer“-Berufe weitgehend als eine Leidensgeschichte uminterpretiert, die mit dem tatsächlichen Inhalt des Textes nahezu nichts mehr gemein hat. Die Aussage, dass Victoria H. mit ihrem Beruf „in der Familie schon aus der Reihe tanz[t]“ (Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg (Hrsg.) (2006): S. 47) bezieht sich im NFM-Auszug allein darauf, dass sie darin als Einzige nicht BWL oder Jura studiert. Dabei wird explizit hervorgehoben, dass sie mit der Ausübung ihres Berufes innerhalb der Familie auf

Unterstützung stößt, und dass sie weiterhin auch im Beruf ein sehr gutes Verhältnis zu ihren Kollegen pflegt. Im Unterschied hierzu gibt Michaela an, dass Victoria H. *„aus der Reihe tanzt, weil sie halt `n Mädchen is. Und die wird in der Werkstatt irgendwie nicht so sehr akzeptiert so, weil die ähm Jungs halt denken (.) ähm, dass die Mädchen kein technisches Ding haben, so werkeln und so“* (Z. 219ff.). An dieser starken Fehlinterpretation deutet sich bereits an, dass Michaela sehr stark davon auszugehen scheint, dass Frauen in männlich konnotierten technischen Berufen qua Geschlechtszugehörigkeit von ihren Kollegen in eine Außenseiterposition abgedrängt werden. Damit schreibt sie in technischen Berufen tätigen Männern gleichzeitig eine hohe Orientierung an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht zu, gemäß denen Frauen für männlich konnotierte Berufe als ungeeignet erscheinen.

Im Hinblick auf die Frage, wie Victoria H. `s soziales Umfeld zu ihrem Beruf steht, fügt Michaela später hinzu, dass sie auch in ihrer Familie *„aus der Reihe tanzt [...] dafür, dass sie den Job macht“* (Z. 665f.) und: *„dass sie halt von ihrer Familie so gesehen, so abgestoßen wird irgendwie bisschen, weil`s einfach der Familie irgendwie nicht so passt, was sie macht“* (Z. 672ff.). Michaela geht sehr stark davon aus, dass berufsdeviante Frauen auch im sozialen Umfeld weniger auf Rückhalt stoßen, sondern dass auch dort sehr stark als Abweichlerinnen von der Norm geschlechtstypischer Berufswahlen angesehen und entsprechend behandelt zu werden scheinen. Damit misst sie Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht eine sehr hohe gesellschaftliche Relevanz bei. Dies zeigt sich weiterhin auch darin, dass sie diese Vorstellungen zum zentralen Bezugspunkt des Selbstkonzepts Victoria H. `s selbst erklärt. Dieser unterstellt Michaela, sie hätte Zweifel daran, den beruflichen Anforderungen auf Dauer gewachsen zu sein: *„Sie denkt halt, dass sie sich übernimmt, wegen ihrer Arbeit“* (Z. 255- 259). Ähnlich wie bei dem *„aus der Reihe tanzen“* reißt Michaela auch das *„sich übernehmen“* aus dem eigentlichen Kontext heraus und versteht es mit einer völlig neuen Bedeutung, die ihren eigenen Vorannahmen stützen und bestätigen. Denn im NFM-Auszug heißt es stattdessen die Rede davon, dass Victoria H. – sofern sie vom Ausbildungsbetrieb *übernommen* wird – auch nach Ende ihrer Ausbildung dort weiter arbeiten und ihren Meister machen möchte<sup>24</sup>. Im Gegensatz zu Michaelas Darstellung, in der sie ängstlich scheint und

---

<sup>24</sup> vgl. hierzu Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg (Hrsg.) (2006): 48.

offenbar über wenig Zutrauen in die eigene Leistungsfähigkeit verfügt, stellt sich Victoria H. somit tatsächlich als selbstbewusst und aufstiegsorientiert dar.

Neben dieser starke Uminterpretation des NFM-Auszuges zu Gunsten eigener stereotyper Annahmen in Bezug auf die Situation von Frauen in „Männer“-Berufen, fällt in Michaelas Beitrag auf, dass sie zur Beschreibung von technischen Berufen bzw. Technik allgemein ein sehr diffuses Vokabular verwendet („*technisches Ding*“ Z. 221). Hierin deutet sich eine gewisse Distanz diesbezüglich an. Ausdruck dieser scheint auch ihre Gleichsetzung des Berufes Kfz-MechatronikerIn mit dem Raum „*Werkstatt*“ (Z. 283, 595) zu sein. Beides scheint in Michaelas Vorstellung eng miteinander verknüpft, wonach der Raum Werkstatt für sie offenbar stark männlich konnotiert ist. Dies trifft auf für Sybel zu, die sich gemeinsam mit Isabella als nächstes zur Eingangsfrage äußert:

*Sybel: Ja, also wir ham, wir ham des (BN) angeguckt, weil des [is halt auch so Werkstattarbeit. [...] Und (.) wir finden halt auch, dass das eher nicht, eher nicht so für Mädchen is (..) aber wer sich halt dafür interessiert (.) für den is es eigentlich ok, wenn der des machen will. (Z. 347- 354)*

*Isabella: [...] Also des sind immer so kleine Teile (.) und da, die Jungs schrauben halt immer gern dran rum und (.) des is halt eher so (.) Jungsarbeit (.) aber (...)s gibt halt auch Mädchen, die sich dafür interessieren und für die is des in Ordnung, denk ich. (Z. 396- 398)*

Sybel konstatiert zunächst, dass es sich bei den im Anschauungsmaterial dargestellten Berufen um „*Werkstattarbeit*“ (Z.348) handelt, für die sie normalerweise Männer als zuständig ansieht. Hiermit nimmt sie bestätigend Bezug auf stereotype Vorstellungen geschlechtsspezifischer Berufseignung. Die nachgeschobene, ebenfalls normalisierte und zur ersten Aussage im Widerspruch stehende Einschränkung diesbezüglich, dass die Ausübung eines technischen Berufes durch Frauen im Einzelfall und in Anbetracht eines besonderen berufsinhaltlichen Interesses als legitim erscheint, stellt offenbar eine Orientierung an der Norm der „Political Correctness“ dar. Dem schließt sich Isabella ausnahmslos an, und begründet damit einhergehend die konstatierte, normalerweise höhere Eignung von Männern für technische Berufe mit der These eines quasi natürlichen männlichen Technikinteresses.

Während Maggi sich zur Eingangsfrage nicht äußert, besteht Marias sehr kurzer Beitrag lediglich in einem Verweis auf das – laut SYF-Statistik – bessere Abschneiden von Frauen in den Gesellen- und Abschlussprüfungen 2005 in verschiedenen männlich konnotierten Berufen, das sie an dieser Stelle noch nicht weiter kommentiert: „*Also auch die Erfolgsquote der Gesellen- und Abschlussprüfungen 2005 (.) ähm, da sieht man, dass*

die Mädels auch `n bisschen erfolgreicher waren als die Jungs“ (Z. 419ff.). Hieran knüpft Daniela in ihrem Beitrag implizit an, indem sie darin eine Antwort auf die Frage zu geben scheint, wie es zu dem besseren Abschneiden von Frauen kommt:

*„Und halt Mechatroniker, da denkt ma auch immer, ja des isch eigentlich nur, oder Mechatronikerin oder Mechatroniker, is auch nur was für JUNGS. Aber man braucht da halt auch manchmal die Frauen (..) weil die ham halt manchmal auch kleinere Finger und da (.) gibt `s dann halt manchmal auch so (.) FEINE Arbeiten, und da sind die Frauen halt (.) mehr dafür. [...] (leise)(.) besser halt so!“ (Z. 425- 429)*

Über geschlechtsspezifische Körperlichkeit stellt Daniela hier ein besonderes Passungsverhältnis zwischen Frauen und spezifischen Tätigkeiten innerhalb technischer Berufe her. Dabei bezieht sie sich bestätigend auf die stereotype Vorstellung, gemäß der Frauen aufgrund einer konstatierten besonderen Fingerfertigkeit für feinmotorische Aufgaben als besonders prädestiniert erscheinen.

***Frauen und Männer in der Arbeitswelt – „S gibt eigentlich nich so `n (.) Beruf, wo man sagt: ja, des können jetzt nur Frauen machen!“ (Z. 581f.)***

Auf die Frage D`s hin, was am Anschauungsmaterial gefallen habe, äußert sich Daniela folgendermaßen:

*„Ja, und dass halt auch, dass (.) es wird ja auch für, es gibt ja so, ja, also des ischn typischer Jungenberuf oder des ischn typischer Mädchenberuf. Und das auch halt die (.) Jungs und Mädchen in JEDEN Beruf, wo sie eigentlich wollen, des (..) manchmal sind halt (..) des was eim halt lieber liegt! Und des wird halt auch da drin deutlich gemacht, dass jeder den Berufe erlie äh machen kann, äh wo er eigentlich will und es is völlig egal (.) äh, welches Geschlecht er dann [hat (.) des isch (..) ich find“ (Z. 497- 503).*

Daniela stellt hier die These auf, dass – entgegen verbreiteter Vorstellungen – nicht etwa die Geschlechtszugehörigkeit, sondern allein persönliche Neigungen und Präferenzen über Berufseignung entscheiden. Ohne direkt auf Danielas Beitrag Bezug zu nehmen grenzt sich Michaela daran anschließend von – laut ihr – nach wie vor stark verbreiteten Stereotypen ab:

*„Ähm, ich find `s halt blöd, dass zum Beispiel so wie jetzt für Werkstatt, dass halt so `n Klischee is, dass da immer nur Männer arbeiten. Und, dass da auch oft so, wenn man denkt, dass so `n Mädchen in den Beruf reinkommt, dass man halt denkt, ja die können halt weniger des was die Männer können, weil `s halt schon soo (.) wemma halt sagt so Autos sind für Männer (..) und Frauen ham damit nichts zu tun, find ich `s halt auch voll blöd.“ (Z. 509- 514)*

Dass Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen vornherein die dafür notwendige Eignung abgesprochen werden, wovon Michaela wie bereits in ihrem Beitrag



aus der Eingangspassage deutlich wurde sehr stark auszugehen scheint, kritisiert sie hier als frauendiskriminierend. Dies greift Daniela im Folgenden bestätigend auf (vgl. Z. 521-528), wobei sie im Unterschied zu Michaela diesbezüglich stärker differenziert („*Weil manche sagen: ja, ich find des toll! Und manche sagen: Ja, des isch dumm!*“ ,Z. 524f.).

Kurze Zeit später stellt Michaela hierzu die folgende These auf:

*„Ja, weil Frauen können ja auch die gleiche Arbeit wie die Männer] bringen. Zum Beispiel (.) so ähm (..) wemma zum Beispiel bei Rieger arbeitet als Möbelpacker is natürlich `ne Frau nich gebracht, weil die einfach nich die Kraft dafür so sehr hat. Ähm aber so bei Autos, ähm (..) geht des ja eigentlich schon, dass die Frauen des können. Aber ma manche sagen halt: ja, `ne Frau hat hier in dem Beruf nicht zu suchen so! Und des find ich schon doof, dass man des so sagt.“ (Z. 530- 535)*

Ihre These, dass Menschen unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit prinzipiell gleichermaßen für alle Berufe in Frage kommen, widerlegt Michaela selbst. Dabei bezieht sie sich bestätigend auf die stereotype Vorstellung, dass es primär „Männer“-Berufe sind, die körperlich anstrengend sind und konstatiert dem entsprechend, dass Frauen für männlich konnotierte körperlich anstrengende Berufe nicht geeignet sind. Auch im Hinblick auf die Eignung von Frauen für technische Berufe scheint sie sich selbst nicht sicher („*geht des ja eigentlich schon*“ Z. 533), kritisiert anschließend dennoch sehr scharf den „Ausschluss“ von Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit aus diesen Berufen. Als ungerecht scheint sie diesen vor allem im Hinblick darauf zu betrachten, dass umgekehrt Männern im Hinblick auf weiblich konnotierte Berufe die Eignung nicht abgesprochen werde, wie im folgenden Zitat deutlich wird:

*„Weil (..) ähm (..) es gibt auch genauso Männer, die zum Beispiel jetzt im Büro arbeiten, wo `s zum Beispiel jetzt nur so denksch da arbeiten nur Frauen und die Männer werden ja au nich so (..) so gesehen UNTERBELICHTET, weil die (..) ähm Männer sind in dem Beruf. Die können `s ja genauso gut. Und da find ich `s auch blöd, wemma jetzt ähm, `ne Frau so ähm (..) Technikerin oder so, ähm (..) in `ner Werkstatt bei Autos arbeiten will, weil er sagt, ja ähm (...) die kann `s nich, weil `s `ne Frau is. Des find ich halt blöd einfach, `s is halt voll un ungerecht einfach.“ (Z. 539-545)*

Auch Michaelas Feststellung, dass es zu dem Absprechen von Kompetenzen bei Frauen im Hinblick auf „Männer“-Berufe kein Pendant gäbe, bestätigt Daniela und spitzt diese weiter zu:

*„ `S gibt eigentlich nich so `n (.) Beruf, wo man sagt: ja, des können jetzt nur Frauen machen! Vielleicht so Fri Friseur oder so, aber da gibt `s auch viele Männer. Und des [.] grad halt [.] entweder auf der Baustelle oder halt grad so Mechatroniker oder so, des isch halt, wemma in `ne Werkstatt reinläuft sieht mer halt nur Männer!“ (Z. 581ff.)*

Gewissermaßen zum Beleg der These, dass Frauen im Unterschied zu Männern nicht gleichermaßen Zugang allen Berufen haben, führt Daniela mit Bezug auf eigene

Beobachtung an, dass Männer in allen Berufen, Frauen dagegen in männlich konnotierten tendenziell nicht zu finden sind an. Dem schließt sich auch Isabella an (vgl. Z. 608ff.). Hierzu meldet sich auch Sybel zu Wort und bezieht sich dabei auf die im BN-Auszug enthaltene Abbildung Nr. 5, die eine große Maschine zeigt:

*„Des is auch des mit Technik.] Auch wenn, wenn man (.) auf dem Bild sieht man ja auch das mit der Technik. Dass halt Frauen nich unbedingt des machen könnten, außer wenn sie halt selber auch dieses (..) Dings dazu haben, dass sie des auch checken und so alles.“ (Z.620ff.)*

Die numerische Überrepräsentanz von Männern erklärt sie mit der stereotypen Vorstellung von Technikkompetenz als „männlich“ und scheint damit selbst stark an tradierten Vorstellungen geschlechtsspezifischer Berufseignung orientiert. Von diesen Vorstellungen grenzt sich Maria hingegen eher ab, als sie eine eigene Erklärung für die numerische Unterrepräsentanz von Frauen in technischen Berufen anführt:

*„Aber es sind halt immer noch zu wenige Mädels, die sich dafür interessieren. [...] Weil des is halt immer des (.) wie Michaela schon gesagt hat, dass ähm (.) des is halt immer dieses (..) wenn man sagt zum Beispiel als Mädchen: Ja, ich will KFZ-Mechatronikerin werden! Ja, dann heißt es halt gleich: Nöööö, des isch für Männer! Des kannst du doch gar nich! Und so.“ (Z. 640- 648)*

Danach ist die numerische Unterrepräsentanz von Frauen in technischen Berufen damit zu erklären, dass sich Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswahlen von Meinungen stark beeinflussen lassen, die ihnen eine Eignung für diese Berufe absprechen.

Inwiefern Maria (nicht) an stereotypen Vorstellungen von Beruf und Geschlecht orientiert ist, zeigt sich in jener Passage, die der Frage D`s folgt, was der Gruppe am Anschauungsmaterial aufgefallen sei:

*Daniela: (...) DA STEHT ABER AUCH HIER (.) zum Beispiel (.) ähm warte! (..) DA! Ähm, "Erfolgsquote der Gesellen- und Abschlussprüfung 2005" (...).*

*Maria: Komisch is halt, dass die Mädels besser irgendwie sind, als die Jungs.*

*Daniela: JA! (...) Die sind da oft besser! [...] Maria: "Fernmeldeanlageelektronikerin"*

*Daniela: Ja. Da sind die männlich - isch nur 77,9% und weiblich 100%!*

*D: Mhm (...) hat euch das überrascht, [oder was, was*

*Daniela: Ja irgendwie] schon! Weil, weil ich weiß nich wa*

*Maria: Ja zum Beispiel hier isses auch voll der Unterschied. Bei "Elektromaschinenbauerin". (..) Bei den Jungs sind`s 80,9% und bei den Mädels sind wieder 100.*

*Daniela: Des ha hab ich gar nich so gedacht, dass des jetzt so isch!*

*D: Ah ja (.) ok (...). Wie hättet ihr das jetzt so eingeschätzt?*

*Daniela: [Ja, ich weiß nich.*

*Maria: Ich hätte gedacht, dass die] Männer besser sind!*

*Daniela: Ja, ich hätt jetzt, ich hätt jetzt au nich gedacht, dass, dass Mädels jetzt gleich 100 pro, hätt jetzt au so gedacht, vielleicht Männer so 80,9% und Mädels vielleicht so 10 oder 20%. Ich hätt da nich gedacht, dass da so viele sind! (Z. 893- 928)*

Hier zeigt sich vor allem, dass Maria und Daniela implizit von einer grundsätzlichen Eignung von Männern für männlich konnotierte Berufe einerseits sowie von einer – daran gemessen – sehr viel geringeren Eignung von Frauen diesbezüglich ausgeht. Dies deutet sich zum einen in der Verwunderung über das laut SYF-Statistik insgesamt bessere Abschneiden von Frauen in verschiedenen technischen Berufen an. Zum anderen zeigt sich die Annahme einer höheren Eignung von Männern für „Männer“-Berufe in der nachträglich geäußerten Erwartung, dass Frauen in den Abschlussprüfungen hierzu nicht einmal halb so gut abzuschneiden wie Männer.

***„Männerberufe“ und Weiblichkeit – „Vielleicht hat mer dann auch `n paar männliche Züge.“ (Z.700f.)***

Im Anschluss an eine Passage, in der Michaela erneut ihre Vorstellung von der Situation von Frauen in „Männer“-Berufen schildert, initiiert Daniela ein neues Diskussionsthema. Hierzu bezieht sie sich kritisch darauf, dass Frauen in „Männer“-Berufen häufig ihre Weiblichkeit abgesprochen wird:

*Daniela: Was halt oft auch n Problem isch, wemma in, in (..) in (lacht) im Dings im (...) Ja, Mechatroniker oder so. Wemmer so halt arbeitet dann, und als Frau, dann ähm wird mer halt auch gleich als, als halber Mann oder so abgestempelt. [Passiert auch mal.*

*Michaela: So MANNSWEIB oder so.]*

*Daniela: Jaaaaaaaaa! Dass mer halt dann ähm, vielleicht hat mer dann ähm (.) vielleicht hat mer dann auch `n paar männliche Züge, weil mer dann auch andere Interessen hat, [aber des isch halt*

*[...] Maria: als ob man sich dann als Mädchen da in den Schritt greift, nur weil man da arbeitet. (Z. 689- 711)*

Sowohl Michaela als auch Maria grenzen sich im Anschluss an Danielas These ironisch überspitzt von der stereotypen Sichtweise ab, laut der Frauen in „Männer“-Berufen als Abweichlerinnen von Weiblichkeitsnormen gelten und infolgedessen deren Weiblichkeit in Frage gestellt wird. Auch wenn sich Daniela hiervon ebenfalls abgrenzt, scheint sie tendenziell selbst an der Vorstellung orientiert, dass Frauen in „Männer“-Berufe weniger dem entsprechen, „wie Frauen normalerweise sind“. So nimmt sie an, dass sich berufsdeviante Frauen durch „andere“ (Z. 701), das heißt männlich konnotierte

Interessen auszeichnen und darauf bezogen auch über „`n paar männliche Züge“ (Z. 701) verfügen, was sie im Folgenden näher ausführt:

*„Nein! Nein, ich mein des so, dass man halt dann (.) dann, die wo(.) schminken. Also `s geht ja jetzt nicht um Schminken, sondern die sind dann halt au manchmal (.) bissle lässiger und nich so wie jetzt (.) manche sind ja jetzt ganz oft: Ooooh! Und ganze Zeit schminken und ganze Zeit nachschminken und was weiß ich (.) und die sind halt vielleicht nich so. Aber ich find `s doch nich schlimm! Und (.) ähm, ja (.) für mich wär halt so `n Beruf nix, weil (.) mich (sehr leise) mich interessiert des einfach nich so (..). Ich, ich sag au so `n bissle, des ischn Männerberuf aber ich find `s auch toll, wenn des Frauen machen. Ich find des au nich schlimm. Aber (.) so für mich persönlich wär des nix (.) [also (.) ich bin mit so was nich so.“ (Z. 713- 719)*

Danielas implizite Annahme, dass berufsdeviante Frauen weniger dem entsprechen, „wie Frauen normalerweise sind“, zeigt sich vor allem daran, dass sie diese jenen Frauen gegenüberstellt, deren Orientierung an Weiblichkeitsvorstellungen sie als übertrieben darstellt. Hierauf deutet weiterhin ihre mehrfache und übertriebene Betonung hin, dass sie es persönlich nicht als negativ ansieht, wenn Frauen in geschlechtsuntypischen Berufen tätig sind. Die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen greift Daniela im Rahmen der Interpretation des SYF-Titelbildes noch einmal auf, was darauf hinweist, dass für sie diese Frage von besonderer Bedeutung erscheint. Auch in darin zeigt sich, dass in Danielas Vorstellung Weiblichkeit und „Männer“-Berufe tendenziell als unvereinbar erscheinen.

*„Also so des Titelbild des äh, zeigt eim halt gleich, dass man, dass man beides sein kann! So `n Beruf haben (.) auch (.) oder, und dann privat (.) trotzdem (.) sich, sich, sich andersch benehmen. Dass man nie denken würd, die hat so `n Beruf!“ (Z.180ff.)*

Als Frau in einem „Männer“-Beruf zu arbeiten und dennoch „weiblich“ zu sein, hält sie zwar für möglich, jedoch nur in Form einer räumlichen Trennung.

***Berufswahl als Gefühlsangelegenheit - „Wenn man den Beruf machen will, und (..) den liebt dann (..) geht des schon!“ (Z. 811f.)***

Michaelas bereits mehrfach thematisierte Annahme der Situation von Frauen in „Männer“-Berufen als problematisch taucht im gesamten Diskussionsverlauf immer wieder auf. Dass Michaela sie bezüglich von einer Außenseiterposition als Normalität auszugehen scheint, diese gewissermaßen als unumgänglich ansieht, zeigt sich auch im nachfolgenden Beitrag ihrerseits:

*„Ich find `s auch gut, dass die, man des halt sagt. Nich, dass man so gesehen, so `ne SCHEINWELT hin schwätzt [...]und sagt, ja ok, es wird nich, natürlich wird `s immer für ne Frau schwer sein in `nen Männerberuf zu kommen, weil mer entweder da ähm*

*(..) gleich von Anfang an sagt, äh ja, die Frau wird von uns nicht akzeptiert oder so. [...] Und deshalb find ich `s halt gut, dass sie am Anfang schon Schwierigkeiten hatte, aber es jetzt eigentlich ganz gut läuft. [...] Dass mer schon sagt, wie `s is. Is ja klar, wenn ich jetzt (.) zum Beispiell Bauarbeiterin werden will (..) natürlich wird `s für mich schwer sein, weil die dann gleich sagen, ja neee! Des is `n Mädchen und so! Die kann einfach diese körperliche Arbeit nich bringen, so wie wir. Des wird wohl immer so sein. Des is einfach so. Da kammer nix dran ändern“ (Z. 770-793)*

Die Annahme, dass Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen stets ein Außenseiterinnendasein fristen, scheint so tief in Michaelas Normalitätstvorstellungen verankert, dass sie hiervon abweichenden Erzählungen keinen Glauben schenkt und diese als Lüge verwirft. Die antizipierte Ausgrenzung von Frauen in „Männer“-Berufen scheint für sie offenbar sowohl unumgänglich als auch für alle Zeiten unveränderlich. Dieser fatalistischen Haltung schließt sich Sybel implizit an und wendet sich anschließend der Frage zu, wie sich Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen angesichts ihres bevorstehenden Schicksals verhalten sollten:

*„Ja, ich find auch, man sollte halt dazu stehen zu seinen Gefühlen, wie man (.) da is halt des, natürlich isses für eine Frau schwer reinzukommen in so was. Und wenn man erst drinne is, wenn, wenn man zum Beispiel nich akzeptiert wird oder so. Aber wenn man den Beruf wirklich machen will, dann denk ich schon, dass es auch eine Frau hinbekommen kann. [...] Also ich finde, man sollte schon zu seinen Gefühlen stehn, wenn man, wie man sich halt fühlt.“ (Z. 799-808)*

Ob und wie die antizipierte, problematische Situation von Frauen in „Männer“-Berufen von diesen gemeistert wird, erscheint hier primär abhängig davon, inwiefern es sich bei diesem Beruf tatsächlich um den Wunschberuf handelt. Keinen Zugang zu diesen Berufen zu finden und die sich im Beruf stellenden Hürden evtl. nicht überwinden zu können wird damit implizit als Mangel an Motivation und damit als persönliches Versagen interpretiert. Sybels abschließendem Plädoyer, allen Widrigkeiten zum Trotz der emotionalen Hingezogenheit zum Beruf oberste Priorität einzuräumen, schließt sich Isabella an:

*„Dann isses eigentlich auch egal, wie die anderen dich akzeptieren oder nich. Klar nervt des irgendwo, aber wenn man den Beruf machen will, und (..) den liebt dann (..) geht des schon.“ (Z. 810-812)*

Berufswahl wird hier zu einer ausschließlichen Gefühlsangelegenheit erhoben, innerhalb der Aspekte wie die Höhe des Verdienstes oder Aufstiegsmöglichkeiten keine Bedeutung beigemessen werden sollten. Dass diese hingegen explizit zu vernachlässigen sind, kommt sehr deutlich in Marias Beitrag im Rahmen der Abschlussrunde zum Ausdruck:

*„Wenn der Beruf eim Spaß macht, auch, da verdient mer ja jetzt zwar nich schlecht, aber auch wemmer in `nem Beruf nich so, nich so gut verdient, dass da auch machen soll,*

*weil `s eim einfach Spaß macht. Wenn eim der Beruf Spaß macht, soll man den Beruf machen, egal was die andern sagen! Egal ob was, Familie (..) oder Freunde (.) oder (.) Kollegen, oder was weiß ich sagen, ja.“ (Z. 1606-1610)*

Konform zu diesem Plädoyer erzählt Isabella in der Abschlussrunde von ihrem einstigen Berufswunsch RaumausstatterIn und wie sie davon abgekommen ist:

*„Ok (..) ähm bei mir war `s so (..) ich wollte ja Raumausstatterin eigentlich werden. [...] Ja, und bei mir hat man halt auch gesagt (.) jaaaa, des äh (..) soll ich mir gleich aus `m Kopf schlagen (..) nicht nur wegen meim äh, wegen meiner (..) wegen meim Abschluss, sondern auch äh, weil des halt eher so (.) mmmh starke körperliche (.) Arbeit is und eher so (.) Männerarbeit und so was. [...] Ähm (.) nein, ich hab äh (...) das dann nich mehr gemacht, ähm (..) aber halt eher wegen (.) meim Abschluss.“ (Z. 1367f, 1660-1672)*

Nicht die abratenden Meinungen Dritter, sondern ihren offenbar nicht ausreichenden Abschluss, gibt Isabella als Grund dafür an, von ihrem ursprünglichen – hier als geschlechtsuntypisch dargestellten – Berufswunsch abgerückt zu sein.

### **3.8. Fallbeschreibung Tübingen**

Diese Gruppe besteht aus fünf jungen Frauen, die die Abschlussklasse einer Hauptschule in Tübingen besuchen. Abgesehen von Sina, die sich insgesamt eher zurückhält, beteiligen sich die anderen Teilnehmerinnen aktiv an der Diskussion. Bereits in der Eingangspassage kommt es hier zu ersten angeregten Diskussionen unter den Teilnehmerinnen. Häufig und vor allem im Hinblick auf Themen, die in dieser Gruppendiskussion zentral scheinen, werden stark oppositionelle Standpunkt vertreten. Zum Teil führt dies dazu, dass Diskussionen abbrechen, ohne dass die Gruppe zuvor zu einem Konsens gelangt. Die höchste interaktive und metaphorische Dichte erreicht diese Diskussion in den beiden Passagen zu „Frauen“- und „Männer“-Berufen. Weitere zentrale Themen stellen die Frage nach der gegenwärtigen Relevanz der traditionellen Rollenteilung im Privaten und damit einhergehend die Frage nach der Vereinbarkeit weiblicher Erwerbstätigkeit und Familie dar.

***Geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung! – „Des sieht auch komisch aus, wenn `ne Frau an `nem Auto rumschraubt, und der Mann auf Kinder aufpasst!“ (Z. 324f.)***

Im Anschluss an die Eingangsfrage greift Ina den Topos des Anschauungsmaterials „Frauen in „Männer“-Berufen“ bestätigend auf. Dabei bezieht sie sich auf die SYF-Statistik zu den Erfolgsquoten männlicher und weiblicher Auszubildender in

verschiedenen männlich konnotierten Berufen (SYF-Auszug, S. 28), die sie als Angaben über das numerische Verhältnis von Männern und Frauen fehlinterpretiert: „*Ja, dass es viel mehr Frauen, äh, dass es eigentlich viel mehr Frauen in (...) Männer (...) also in (...) gedanklichen (...) Männerberufen gibt als Männer sogar!*“ (Z. 266f.; vgl. hierzu auch Z. 282ff.). Sandra schließt sich dem insofern an, als dass sie eine Veränderung des numerischen Verhältnisses zu Gunsten von Frauen konstatiert: „*Ja, dass immer mehr Frauen in Männerberufe gehn!*“ (Z. 269). Während hier offen bleibt, inwiefern sie Inas Einschätzung teilt, in männlich konnotierten Berufen seien Frauen überrepräsentiert, zeigt sich kurze Zeit später, dass sie hierzu einen oppositionellen Standpunkt einnimmt: „*Ich glaub auch nich, dass Männer eher so (...) Frauenberufe machen*“ (Z.302). In dem *auch* deutet sich an, dass sie in Bezug auf Frauen als auch auf Männern das Ausüben eines geschlechtsuntypischen Berufes für unwahrscheinlich hält, was von der Gruppe bestätigend aufgegriffen und weitergeführt wird:

*Gülcan: Ja (...) so Bürokauf!*

*Sina: Denk mal! Irgendwie mit `m Kinderwagen so*

*Sarah: Ja genau!*

*Gelächter.*

*Gülcan: Ja, das hab ich schon mal gesehen, das war richtig schräg!*

*Gelächter.*

*Ina: Aber `s geht!*

*Sandra: Ich weiß! Aber `s is irgendwie komisch!*

*Sarah: Des isses*

*Gemurmel.*

*Sarah: Ja, ok, des sieht auch komisch aus, wenn `ne Frau an `nem Auto rumschraubt, und der Mann auf Kinder aufpasst, oder?*

*Einige Teilnehmerinnen stimmen zu. (Z. 304-327)*

Gülcan stimmt Sandras These geschlechtsuntypischer Berufswahlen als tendenziell abwegig implizit zu und führt hierzu ein Beispiel an. Auch Sina teilt offenbar die Sichtweise, dass das Ausüben geschlechtsuntypischer Tätigkeiten nicht der Normalität entspricht („*Denk mal!*“, Z. 306). In ihrem Beispiel hierzu, indem sie sich auf den privaten Bereich bezieht („*Irgendwie mit `m Kinderwagen so*“, Z. 306) wird deutlich, dass die Beteiligung von Männern an der Fürsorge für den Nachwuchs nicht Teil ihrer Normalitätsvorstellungen zu sein scheint. Dass auch die anderen Teilnehmerinnen dieser Meinung sind, zeigt sich sowohl im lautstarken Gelächter als auch in Sarahs und Gülcans expliziter Zustimmung hierzu. Damit nimmt die Gruppe hier bestätigend Bezug auf die traditionelle Rollenteilung im Privaten, nach der hauptsächlich Frauen für Haus- und

Familienarbeit, Männer dagegen für außerhäusliche Berufsarbeit zuständig sind. Dass es den Normalitätsvorstellungen der Gruppe nicht entspricht, wenn sich Frauen und Männer geschlechtsuntypischen Tätigkeiten widmen, zeigt sich auch an der Bezeichnung einer Beschäftigung von Frauen mit männlicher konnotierter Technik als „*komisch*“, (Z. 318). Allein Ina scheint diese Sichtweise nicht zu teilen und meldet diesbezüglich Protest an („*Aber `s geht!*“, Z. 316), was von der Gruppe jedoch nicht ernsthaft aufgegriffen wird. Damit gibt sich Ina jedoch nicht zufrieden:

*Ina: Aber trotzdem geht `s!*

*Sina: Ja, aber wenn `s sein Traumberuf is (.) und der des machen will!*

*Sarah: Hausfr, äh Hausmann?*

*Gekicher.*

*Sandra: Statt Hausfrau so Hausmann (lacht).*

*Ina: Ja, nein! Ich mein*

*Gülcan: Ich find des irgendwie schon geil Hausmann zu sein! Weil da muss man immer so chillen ey und manchmal auf Kinder aufpassen oder so.*

*Gelächter.*

*Gülcan: Die Frau arbeitet (..) und der Mann macht nichts*

*Gekicher.*

*Sarah: Und chillt! Und irgendwie*

*Gülcan: Ja, weißte, so irgendwie voll (.) ding äh, der Mann so wie Frau und die Frau so wie Mann. So (..) bestimmt alles!*

*Gekicher. (Z. 329- 355)*

Sina geht auf Inas Einwand insoweit ein, als dass sie die Beschäftigung von Männern mit Haus- und Familienarbeit unter der Bedingung für legitim erklärt, dass sich diese auf ein überdurchschnittliches inhaltliches Interesse stützt („*Traumberufes*“, Z. 329). Auch davon grenzt sich die Gruppe ab, die auch diese Vorstellung absurd anzusehen scheint, wie an den erstaunten und amüsierten Nachfragen und auch am Gekicher der Gruppe deutlich wird. Wie solch eine – laut Gruppe – ‚verkehrte‘ Rollenteilung aussehen könnte, wird im Folgenden gemeinsam in Form eines Gedankenexperiments scherzhaft durchexerziert. Dabei nimmt Gülcan eine führende Rolle ein und scheint entsprechend besonders stark an stereotypen Vorstellungen orientiert. Die Gruppe scheint nicht allein an der traditionellen Form der Arbeitsteilung orientiert. Darüber hinaus scheint dabei auch eine Ausschließlichkeit in den jeweiligen Zuständigkeiten von hoher Bedeutung („*Die Frau arbeitet (..) und der Mann macht nichts*“, Z. 344). Weiterhin scheinen ‚Frauen‘- und ‚Männer‘-arbeit als zueinander in einem hierarchischen Verhältnis zueinander begriffen zu werden. Dies deutet sich in Gülcans Sympathisieren mit einer



Rolle als Hausfrau an, die auf der Annahme gründet, die damit einhergehenden Tätigkeiten seien weniger anspruchsvoll und kämen dagegen einem tendenziellen einem Nichtstun gleich. Dies entspricht stereotypen Vorstellungen, nach denen allein außerhäusliche bezahlte Berufsarbeit als qualifiziertes professionelles Handeln anzusehen ist, während „Frauen“-Arbeit Ausdruck dessen scheint, was Frauen ohnehin sind. Die Vorstellung einer unterschiedlichen Wertigkeit von häuslicher „Frauen“-arbeit und außerhäuslicher männlich konnotierter Berufsarbeit zeigt sich auch in Gülcans impliziter Annahme, dass abhängig davon, wer für welchen Bereich zuständig ist, beide Partner in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Bis hierhin scheint die Gruppe – abgesehen von Ina, die diesbezüglich Protest anmeldet – insgesamt stark an stereotypen Vorstellungen in Bezug auf Beruf und Geschlecht orientiert. Dass das Meinungsbild jedoch weitaus heterogener ist, als es zunächst scheint, zeigt sich in der Diskussion um die Vereinbarkeit weiblicher Erwerbstätigkeit und Familie.

### ***Frauen und Berufstätigkeit – „Und wer passt auf die Kinder auf?“ (Z.643)***

Das Thema der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung im Privaten greift Ina einige Zeit später noch einmal auf und positioniert sich damit einhergehend implizit zum zuvor von der Gruppe proklamierten Arbeitsteilungsmodell im Privaten:

*Ina: Ich find `s irgendwie gut, dass die Zeiten sich ändern, und dass Mädchen auch nich nur zu Hause hocken müssen (.) und den Haushalt machen müssen, sondern auch arbeiten und so. Und, dass die Männer auch `n bisschen Haushalt machen (.) irgendwie so.*

*Gülcan: Und wer passt auf die Kinder auf?*

*Sarah: Männer!*

*Sandra (laut): Überhaupt keine Kinder! Is besser!*

*Kichern.*

*Ina: [Ja, beide!*

*Gülcan: Ja, und irgendwann gibt `s dann] keine Kinder mehr! (..) Da, da, bald sterben wir dann aus!*

*Sarah: Es gibt genug Menschen, die nnnur, niixxx (.) anderes tun! (lachen)*

*Gülcan: (...) Ich kenn jemanden, der hat dreiunddreißig Kinder! (Z. 639- 658)*

Ina grenzt sich hier vom traditionellen Hausfrauenmodell ab. Dazu bezieht sie sich positiv darauf, dass die Norm, gemäß der Frauen früher ausschließlich auf Haus- und Familienarbeit verpflichtet wurden, mittlerweile soweit aufgeweicht sei, dass nun *auch* Frauen die Möglichkeit haben einem Beruf nachgehen zu können. Indem sie konstatiert, dass Frauen „*nich nur zu Hause hocken müssen*“ (Z. 639f.) und diese somit ebenfalls als

primär zuständig für Haus- und Familienarbeit zu verstehen scheint, rekuriert sie dennoch insgesamt bestätigend auf das traditionelle Hausfrauenmodell. Entsprechend bezieht sie sich explizit positiv darauf, dass sich Männer heute – im Gegensatz zu früher – zwar an Haus- und Familienarbeit beteiligen, dabei dennoch nur einen kleinen Anteil („*n bisschen Haushalt*“, Z. 641) übernehmen. Hinsichtlich der Frage nach der Ausschließlichkeit der Zuständigkeiten bzw. nach der Integration des einen in den jeweils „anderen“ Zuständigkeitsbereich kommt es im Folgenden zu Kontroversen innerhalb der Gruppe. Dabei tritt Gülcan als Verteidigerin des Hausfrauenmodells auf: Sie scheint die Integration von Frauen in die Arbeitswelt primär als Bedrohung für den Fortbestand der Familie („*Und wer passt auf die Kinder auf?*“, Z. 643) und letztendlich gar für den der Gesellschaft anzusehen („*bald sterben wir dann aus!*“, Z. 653f.). Daran, dass die Gruppe diesen Einwand Gülcans explizit aufgreift, zeigt sich, dass die Frage nach der Vereinbarkeit weiblicher Berufstätigkeit und Familie in der Gruppe als Konflikt anerkannt wird. In diesem Zusammenhang plädiert Sandra für einen Verzicht auf Kinder („*Überhaupt keine Kinder! Is besser!*“ Z. 647), womit sie sich zum einen offenbar Inas Auffassung weiblicher Berufstätigkeit als positive Möglichkeit anschließt. Zum anderen scheint sie sich hiermit auch Gülcans Plädoyer für eine Ausschließlichkeit der Zuständigkeiten anzuschließen. Dasselbe gilt für Sarah („*Männer!*“, Z. 645), die Frauen jedoch nicht per se als zuständig für Haus- und Familienarbeit zu betrachten scheint und – zu Gunsten weiblicher Berufstätigkeit – in leicht trotzigem Ton dafür plädiert, diesbezüglich Männer in die Pflicht zu nehmen. Ina scheint sich hier am stärksten von stereotypen Vorstellungen geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung abzugrenzen („*Ja, beide!*“, Z. 651). Sie scheint eine Integration beider Partner sowohl den Bereich der Haus- und Familienarbeit als auch in den Bereich bezahlter Berufsarbeit am unproblematischsten anzusehen. Damit nimmt sie gegenüber Gülcan in dieser Frage einen oppositionellen Standpunkt ein.

***Das Männliche als Maßstab - „Die können genau die gleichen Berufe wie Männer ausüben!“ (Z. 506)***

Im Rahmen einer Diskussion darüber, welche der Anschauungsmaterialien der Gruppe am ehesten gefallen, bezieht sich Ina positiv auf den Topos des NFM- sowie des SYF-Auszuges. Im Zuge dessen grenzt sie sich von der stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Frauen und „Männer“-Berufen ab:

*Ina: Und außerdem beschreiben die Texte, dass Frauen genauso gut sind wie Männer!*

*Sarah (laut): Mindestens!*

*Ina: Die können, die können genau die gleichen Berufe wie Männer ausüben! (..) Auch wenn wir nicht ihre Muskelkraft oder sonst was haben, sind wir trotzdem auch genauso gut darin!*

*Sandra: Ja, es kommt ja auch nicht immer nur auf die Muskelkraft an, es kommt ja auch auf die TECHNIK an!*

*Ina (lacht): Eben! Und wir ham viel mehr Logik (lacht)! (Z. 501- 513)*

Die stereotype Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Frauen mit „Männer“-Berufen hergestellt widerlegen die Gruppenmitglieder hier gemeinsam anhand von Beispielen. Dazu wird die Eignung von Männern für „Männer“-Berufe jedoch nicht hinterfragt und entsprechend unter Dramatisierung von Geschlecht versucht, ein Passungsverhältnis zwischen „Männer“-Berufen und Frauen herzustellen. Im Zuge dessen wird die stereotype Vorstellung von „Männer“-Berufen als per se physisch belastend bestätigt. Physische Belastbarkeit als Eignungskriterium für „Männer“-Berufe wird entsprechend in seiner Bedeutung relativiert, in dem diesbezüglich weitere Eignungskriterien („TECHNIK“ Z. 511, „Logik“ Z. 513) angeführt werden, die hier als spezifisch weiblich dargestellt werden. Damit grenzt sich die Gruppe hier nur vordergründig von stereotypen Vorstellungen in Bezug auf männlich konnotierte Berufe ab. Die Bedeutung von Geschlecht im Zusammenhang mit Berufseignung nicht grundsätzlich hinterfragt, sondern schlussendlich reproduziert.

***„Frauen“- und „Männer“-Berufe im Vergleich – „Aber dafür verdient mer auch mächtig Kohle!“ (Z. 1489)***

Weiteren Aufschluss über die Vorstellungen der Gruppe in Bezug auf „Frauen“- und „Männer“-Berufe gibt die Diskussion zu den Vor- und Nachteile diesbezüglich, zu der es in Folge Sarahs normalisierter Abgrenzung von „Männer“-Berufen kommt:

*Sarah: (6) Ja, ich würd jetzt keinen Männerberuf machen, aber ich find `s gut, für die Mädchen die `s machen!*

*Gülcan: Ich auch! Zu anstrengend! Ich hab mal gemacht!*

*D: Ja? Ähm, hast du `n Praktikum gemacht?*

*Gülcan: Ja, ich hab `n Praktikum gemacht als Raumausstatterin. Da, da macht mer auch so halt Frauensachen, also Gardinen nähen oder so. Aber halt, wemmer so Boden belegen muss (.) oder (..) und (..) wie soll ich sagen (..) jaaa, ähm (..) Teppichboden und so sonstiges, (..) des is echt sooo schwer! Des gibt `s nich! [...]*

*Sandra: Ja, ok, aber wenn du `s öfters machst, dann kannst du `s auch irgendwann!*

*Gülcan (energisch verneinend): Mhmmm! Dann, da (.) dort kriegst du alleine so `n fettes Teil! Ey, weisste wie schwer des is! Des wiegt tausend Kilo fast!*

*Ina: Jaa, aber wenn du des längerst machst!*  
*Gülcan: Ok, dann eben (..) hundert Kilo oder.*  
*Sarah: Ja, es muss dir auch gefallen!*  
*Gülcan: Ja, (..) des [war schon schön halt*  
*Sina: Am Anfang is zwar schwer], aber*  
*Gülcan: mit Gardinen oder so hat `s mehr Spaß gemacht, anstatt Boden belegen, oder was weiß ich was!*  
*Sandra: Mir würde Boden belegen mehr Spaß machen, als Gardinen als Gardinen aufhängen, (alle lachen) ehrlich gesagt!*  
*Gülcan: Äh, sicher!*  
*Ina: Da würd ich lieber die Drecksarbeit machen (..) anstatt Gardinen irgendwie zu machen! Gülcan: Halt nähen oder so macht `s mehr Spaß, finde ich.*  
*Geflüster. (Z.517 – 560)*

Sarah grenzt sich hier von „Männer“-Berufen ab und bezieht sich dabei offenbar auf deren geschlechtliche Konnotation, denn sie begründet ihre Abgrenzung nicht. Anschließend besondert sie Frauen in „Männer“-Berufen – ebenfalls normalisierend – positiv. Angesichts ihrer normalisierten Abgrenzung erscheint dieser Nachschub vor allem als eine Orientierung an der Norm der „Political Correctness“. Gülcan schließt sich Sarahs Abgrenzung an und rekurriert dabei bestätigend auf die stereotype Vorstellung männlich konnotierter Berufe als körperlich anstrengend. Im Unterschied zu Sarah stützt sie ihre eigene Abgrenzung auf praktische Erfahrungen, nämlich auf ihr Praktikum im Beruf RaumausstatterIn. Darin hat sie diesen Beruf zum Teil als körperlich anstrengend erfahren und stellt ihn insofern als „Männer“-Beruf dar. Indem sie Tätigkeiten wie „Gardinen nähen oder so“ (Z. 525) als „Frauensachen“ (Z.525) klassifiziert, bezieht sie sich auch bestätigend auf stereotype Vorstellungen von „Frauen“-arbeit als Handarbeit, die Geduld und Fingerspitzengefühl erfordern. Wie in Passage Z. 501-513 herausgearbeitet wurde, teilt die Gruppe insgesamt offenbar die Vorstellung von „Männer“-Berufen als körperlich anstrengend und hinterfragt diese hier entsprechend nicht. Dagegen stößt Gülcans implizite Schlussfolgerung, dass Frauen für körperlich anstrengende Arbeit ungeeignet sind, entsprechend des zuvor entwickelten Gruppenkonsenses, „dass Frauen genauso gut sind wie Männer!“ (Z. 501) hier auf Widerstand. Die zuvor für „Männer“-Berufe proklamierten Eignungskriterien „TECHNIK“ (Z. 511) und „Logik“ (Z. 513) werden nun ergänzt durch Übung und Gewohnheit. Mittels dieser scheinen Frauen körperlich anstrengende Aufgaben ebenso erfolgreich meistern zu können wie Männer (vgl. Z. 531, 537, 545). Als die Opposition zwischen Gülcan und den restlichen Teilnehmerinnen in dieser Frage offensichtlich wird,

versucht Sarah einen Konsens herbeizuführen, indem sie als alternatives Berufseignungskriterium persönliche Neigungen und Präferenzen anführt („*es muss dir auch gefallen!*“, Z. 541). Dies gelingt zunächst auch, indem die gesamte Gruppe die Relevanz von „Spaß“ anerkennt. Dennoch kommt es hier zu keinem Konsens, da Gülcan dieses Kriterium hauptsächlich in weiblich konnotierten Bereichen verwirklicht sieht (Z. 547, 558). Sandra und Ina grenzen sich hingegen explizit von dieser Annahme ab und schreiben „Spaß“ allein männlich konnotierten Berufen und Tätigkeiten zu (Z. 550). Dabei fällt Inas Abgrenzung sehr viel schärfer, beinahe aggressiv aus: weiblich konnotierte Berufe und Tätigkeiten vergleicht sie hier mit „*Drecksarbeit*“ (Z. 555), wobei sie diese ersteren vorzieht. Angesichts dieser starken Diskrepanzen innerhalb der Gruppe kommt es hier zu einem Abbruch der Diskussion. Zu einem späteren Zeitpunkt wird dieses Thema jedoch erneut aufgegriffen:

*Gülcan: Und ich find des eklig! So Berufe von Männern wie Kfz-Mechatroniker!*

*D: Wie findest du des? Eklig?*

*Gülcan: Ja!*

*Erstauntes Lachen der anderen Teilnehmerinnen.*

*Sandra: Warum?*

*Gülcan: Die kommen so mit öligen Händen und so (.) bäääh!*

*Lachen der anderen Teilnehmerinnen.*

*Sandra: Ja, also wemmer so was macht als Mädchen, muss mer des halt auch*

*Ina: Aber dafür verdient mer auch mächtig Kohle!*

*Sandra: Ja!*

*Gülcan: Nein!*

*Ina: Doooooch!*

*Gülcan: Kfz-Mechatroniker?*

*Sandra: Ja.*

*Ina: Besser als solche FRAUEN(.)berufe! [Viele!*

*Sandra: Stimmt]!*

*Ina: Von denen (.) verdiensch du gar nix! Oder Florist oder so!*

*Unverständliches Durcheinandergemurmel.*

*Sandra: Als Floristin würd ich nie arbeiten! (Z. 1472- 1509)*

Gülcan grenzt sich hier erneut gegenüber männlich konnotierten Berufen ab und nimmt im Zuge dessen in stark übertriebener Weise Bezug auf die stereotype Vorstellung dieser als „schmutzig“. Damit stellt sie sich – konform zu tradierten Weiblichkeitsvorstellungen – in hohem Maße orientiert an Reinlichkeit und Schönheit und damit als weiblich dar. Dass die anderen Teilnehmerinnen diese Sichtweise nicht teilen, zeigt sich sowohl in deren darauf folgendem Lachen als auch in erstauntem Nachfragen. Während die

Vorstellung dieser Berufe als schmutzig selbst nicht in Frage gestellt wird, unterscheiden sich die Meinungen der Teilnehmerinnen lediglich im Hinblick auf die Frage, wie damit umgegangen werden soll. Sandras Zurechtweisung, es gelte, sich unabhängig von der eigenen Geschlechtszugehörigkeit mit den Gegebenheiten eines Beruf zu arrangieren, deutet auf eine eher pragmatische, Geschlecht irrelevant setzende, Haltung ihrerseits hin. Die Frage nach der Vereinbarkeit von „Männer“-Berufen und Weiblichkeit scheint sich offenbar in erster Linie für Gülcan zu stellen. Denn im Unterschied zu dieser stehen für die anderen Teilnehmerinnen geschlechtsneutrale Aspekte wie die Höhe des Verdienstes im Vordergrund. In diesem Zusammenhang wird mehrheitlich konstatiert, dass das Einkommen in „Frauen“-Berufen nicht nur vergleichsweise niedrig, sondern sogar verschwindend gering ist. Als typisches Beispiel hierfür führt Ina den Beruf der Floristin an, von dem sich Sandra daraufhin explizit abgrenzt. Dass besonders Ina die finanziellen Nachteile von „Frauen“-Berufen hervorhebt, deutet darauf hin, dass ihre ablehnende Haltung gegenüber diesen („solche FRAUEN(.)berufe!“, Z.1501), die bereits in der zuvor analysierten Passage zu beobachten war, gerade hierauf bezogen ist. In Anbetracht der Tatsache, dass sich in der Höhe des Einkommens auch die gesellschaftliche Anerkennung dieser Berufe widerspiegelt, würde auch Inas vorheriger Vergleich von „Frauen“-Berufen mit „Drecksarbeit“ Sinn machen.

***„Männer“-Berufe als Option? - „Da denkt man: Ach! Des kann ich ja gleich hinwerfen! Schaff ich ja eh nich!“ (Z. 1251)***

Inwiefern innerhalb der Gruppe neben den bisher thematisierten Vorstellungen von „Männer“-Berufen Vorbehalte gegenüber diesen bestehen, zeigt sich in der nachfolgenden Passage. Darin geht die Gruppe auf Vorzüge personalisierter gegenüber sachlich von außen beschriebenen Berufsdarstellungen ein.

*Sandra: Da wird halt ihre Geschichte, wie se des gemacht hat (.) alles erzählt und, (..) dass ses auch geschafft hat in `nem (..) ja, werden manche halt auch MOTIVIERT, dass sie des AUCH schaffen KÖNNEN!*

*Gülcan: JAA!*

*Ina: Und dann, weil wemmer jetzt irgendwie kommt: Jaaa, des is nur `n Männerberuf! Frauen können des nich schaffen! Dann is man ja auch nich wirklich motiviert (.) und da denkt man: Ach! Des kann ich ja gleich hinwerfen! Schaff ich ja eh nich! (..) Aber, wenn du jetzt die Geschichte (..) ähm, von so `ner Frau durchliest, die `s wirklich zu was gebracht hat, dann denkst du auch: Boah, ja! Ich könnt genauso werden wie sie! Ich könnt `s auch zu was bringen! Und dann versuchst du `s einfach mal! (Z. 1243-1254)*

Die Erfolgsgeschichte Victoria H. `s aus dem NFM-Auszug wird hier als positiver Gegenentwurf zu stereotypen Meinungen einer Unvereinbarkeit von Frauen und „Männer“-Berufen dargestellt. Die Gruppe ist sich darin einig, dass Konfrontationen mit diesen stereotypen Vorstellungen in der Regel einen negativen Einfluss auf das Zutrauen von Frauen in die eigene Leistungsfähigkeit in Bezug auf männlich konnotierte Berufe haben („und da denkt man: Ach! Des kann ich ja gleich hinwerfen! Schaff ich ja eh nich!“, Z. 1250f.). Sich als Frau für einen männlich konnotierten Beruf zu entscheiden wird dementsprechend einstimmig als etwas dargestellt, das besondere Motivation erfordert, da die Gefahr, hier zu scheitern, besonders groß scheint („dass sie des AUCH schaffen KÖNNEN!“, Z. 1244f.). Eine motivationsstiftende Wirkung wird dabei persönlichen Erfolgsgeschichten von Frauen in „Männer“-Berufen zugeschrieben, was Ina insbesondere mit der darin enthaltenen Möglichkeit zur Identifikation begründet. Im Rahmen der Abschlussrunde wird dieses Thema erneut zur Sprache gebracht:

*Ina: Jaa, also mir ham auch die beiden (..) NFM und (...) SYF am Besten gefallen. Und (..) eigentlich fand ich auch die ganze Runde hier total toll! (...) Also es hat sehr viel Spaß gemacht, darüber einfach mal so zu reden. Und auch jetzt so festzustellen, ja (..) wir Mädchen können auch Männerberufe machen. Nicht, das man `s nich wissen würde, dass man `s auch machen kann, aber damit isses einfach nochmal klar geworden.*

*Sarah: Aber ich hab auch das Gefühl, so `n Chef nimmt lieber `n Mann als so `ne Frau.*

*Gülcan: Aber Frauen ham auch so Finger ( ).*

*Ina: Und wenn man dann halt sieht, ja (..) auch so Chefs nehmen auch ziemlich viele Frauen da. Da kann man auch denken, ja, dann würde er mich wahrscheinlich auch nehmen! (..) Und dann, hab ich einfach den Mut mich irgendwo, bei irgend `nem Männerberuf zu bewerben.*

*Sarah: Ja `s is halt jetzt eher klar, dass (..) man auch als (.) Mädchen (.) Männerberufe machen kann. (1817-1834)*

Ausgangspunkt ist hier Inas These, dass Frauen „Männer“-Berufe als Option in der Berufswahl häufig weniger wahrnehmen. Wie bereits in der zuvor analysierten Passage konstatiert wurde, scheinen verbreitete und auch an Frauen in der Berufsfindung herangetragene Stereotype von Beruf und Geschlecht im Hinblick auf geschlechtsuntypische berufliche Interessen demotivierend zu wirken. In der Folge werden gegengeschlechtliche Berufe offenbar kaum in Betracht gezogen. Dem, sowie Inas darauf aufbauender These, dass positiv konnotierte Erfahrungsberichte berufsdevianter Frauen tatsächlich erst bewusst machen, dass auch für Frauen männlich konnotierte Berufe in Frage kommen, stimmt schlussendlich auch Sarah zu. Zuvor führt sie als Vorbehalt gegenüber „Männer“- Berufen jedoch die Antizipation schlechterer

Zugangschancen von Frauen an. Diesen Vorbehalt scheint Ina grundsätzlich zu teilen, indem sie angibt, erst die Erfolgsgeschichten berufsdevianter Frauen würden zu der Einschätzung führen, nicht bereits schon bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz in einem geschlechtsuntypischen Beruf zu scheitern. Auch in dieser Passage zeigt, dass Gülcan in dieser Gruppe vergleichsweise am stärksten an Stereotypen von Beruf und Geschlecht orientiert scheint. Unter Bezug auf tradierte Vorstellungen von „Frauen“-Arbeit als Tätigkeiten, die eine hohe Fingerfertigkeit erfordern, stellt sie ein Passungsverhältnis zwischen technischen Berufen und Frauen über deren konstatierte geschlechtsspezifische Körperlichkeit her (*„Aber Frauen ham auch so Finger“*, Z. 1826).

### **3.9. Fallbeschreibung Böblingen**

Fünf junge Frauen, die die Abschlussklasse einer Realschule in Böblingen besuchen, nehmen an dieser Diskussion teil, die im Vergleich zu den anderen sieben Gruppendiskussionen ungewöhnlich zäh in Gang kommt. Im gesamten Diskursverlauf finden sich nur sehr wenige Passagen, in denen Diskussionen zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe stattfinden. Besonders in diesen ist die Beteiligung der Teilnehmerinnen sehr unausgeglichen. Während sich Tamara und Gülcan auch darin sehr engagiert in Diskussionen einbringen, scheinen die übrigen drei Teilnehmerinnen in diesen Passagen zum Teil regelrecht zu verstummen. Verglichen mit den anderen sieben Gruppendiskussionen zeichnen sich diese Passagen entsprechend durch eine verhältnismäßig geringe metaphorische, vor allem aber interaktive Dichte aus. Bereits in der Eingangspassage gibt es Hinweise darauf, dass dem Thema Frauen und „Männer“-Berufe (ähnlich wie in der Gruppe Entringen) ausgewichen zu werden scheint. In der Gruppe Böblingen ist diese Vermeidungsstrategie offenbar vor allem Ausdruck einer hohen Orientierung eines Teils der Gruppe an der Norm der „Political Correctness“. In Anbetracht dieser scheint ein direktes Thematisieren von Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht tabu. Analog hierzu wird die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen lediglich indirekt angesprochen. Diese stellt neben der Frage zur Situation von Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen ein zentrales Thema innerhalb dieser Gruppendiskussion dar.



***Positionierung der Gruppe gegenüber technischen Berufen – „Würde irgendjemand des machen wollen?“ (Z.301)***

Bereits in der Einarbeitungsphase, als sich die Gruppe nach und nach an den Topos des Anschauungsmaterials herantastet, deuten sich innerhalb der Gruppe Differenzen an:

*Jana: Sind Jungsberufe, aber des können auch Mädchen machen*

*Tamara: Des is ja was für mich so, als Junge!*

*Julia: (lacht) Was?*

*Gülcan: Hää?*

*Julia: Für mich als Junge?*

*Tamara: Jaaa!*

*Gülcan: Kann ich mal ( ) lesen? (Z.158-170)*

Jana greift hier den Topos des Anschauungsmaterials bestätigend auf. Dabei setzt sie sowohl zur Beschreibung der dargestellten Berufe als auch im Hinblick auf die Frage, wer für diese Berufe als geeignet scheint Geschlecht relevant. Während sie dabei implizit von einer Eignung von Jungs für technische Berufe auszugehen scheint („Jungsberufe“, Z.158), wird die Eignung von Mädchen explizit thematisiert, scheint somit offenbar fraglicher. Auf diese Kategorisierung technischer Berufe als „männlich“ bezieht sich Tamara kritisch provokant, als sie eine Passung zwischen sich selbst und technischen Berufen konstatiert. Auf die darauffolgenden erstaunten und irritierten Nachfragen aus der Gruppe hin verleiht Tamara ihrer These in leicht trotzigem („Jaa!“, Z.168) noch einmal Nachdruck. Dass sie Erklärungen diesbezüglich jedoch verweigert, deutet daraufhin, dass sie mit ihrer provokativen Aussage die Gruppe offenbar kritisch auf etwas hinzuweisen versucht, dass sie direkt anzusprechen nicht bereit ist: die stereotype Vorstellung, nach der Geschlecht in Bezug auf Berufseignung eine zentrale Bedeutung einnimmt. Während die Gruppe anschließend das Thema wechselt, kommt Gülcan im Anschluss auf die Eingangsfrage erneut hierauf zu sprechen:

*Gülcan: Also findet, also ich finde, dass (..) solche (.) Berufe, so Mech-(..)anische [Berufe*

*Sabine: Mechatronikerin!]*

*Gülcan: Mechatronische Berufe auch Mädchen machen können! Weil (.) die können sich ja (..) auch dafür interessieren, wenn die des (.) [interessant finden*

*Tamara: Ja, find ich auch!*

*Sabine: Wenn`s denen gefällt!]*

*Tamara: Ich find s is nich nur was für Jungs!*

*Julia: Also (..) mich würd so was nich interessieren!*

*Gülcan: Ja, dir vielleicht nich, [aber irgendwelche andre!*

*Tamara: Ja, mir jetzt au nich unbedingt, aber `s gibt ja welche, denen des gefällt!]*

*Julia: Ja, schon (...) ja.*

*Gülcan und Tamara lachen. (Z.253-276)*

In Form einer persönlichen Stellungnahme zur Frage, wer für technische Berufe als geeignet erscheint, greift Gülcan den Topos des Anschauungsmaterials auf. Dabei unterstellt sie erneut implizit eine grundsätzliche Eignung von Männern hierfür, indem sie unter anderem die Frage wie es sich mit Frauen und technischen Berufe verhält, in den Vordergrund rückt. Im Unterschied zu Männern erscheint die Eignung von Frauen für technische Berufe hier als begründungsbedürftig. Dabei scheint auch das angeführte Interesse als Argument hierfür nicht auszureichen, sondern wird seinerseits begründet, was in einer Tautologie endet. Hierin deutet sich bereits an, dass Gülcan tendenziell an stereotypen Vorstellungen einer geschlechtsspezifischen Berufseignung orientiert ist, gemäß denen Frauen und männlich konnotierte technische Berufe unvereinbar erscheinen. Mit dieser Sichtweise stößt Gülcan innerhalb der Gruppe auch soziale Akzeptanz. Tamara stimmt dem explizit zu und rekurriert dabei ebenfalls implizit bestätigend auf die Vorstellung einer quasi natürlichen Eignung von Männern für Technik („*Ich find s is nich nur was für Jungs!*“, Z.265). Auch Sabine schließt sich dem aus einer eher gleichgültigen Haltung des „Laissez faire“ heraus an, was darauf hindeutet, dass diese Frage für sie selbst eher eine geringe Relevanz besitzt. Auch Julia stellt Gülcans Sichtweise nicht in Frage, grenzt sich jedoch persönlich von technischen Berufen ab, die sie hier eher abschätzig als „*so was*“ (Z.267) bezeichnet. Zur Begründung greift sie das von Gülcan zum Berufseignungskriterium erhobene „Interesse“ auf, präzisiert dies jedoch nicht weiter, womit offen bleibt, wovon sich hier konkret abgegrenzt wird. Dass im Hinblick auf diese Abgrenzung Julias selbst keinerlei Nachfragen erfolgen, weist darauf hin, dass diese mit den Normalitätsvorstellungen der Gruppe kompatibel ist. Dagegen fasst Gülcan diese Abgrenzung primär als ein in Frage stellen ihrer These auf, dass auch Frauen für technische Berufe in Frage kommen. Hiervon scheint sie jedoch implizit selbst Abstand zu nehmen, indem sie in ihrer Zurechtweisung Julias Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufen eher abwertend als „*irgendwelche andre*“ (Z.269) bezeichnet. Gülcans Zurechtweisung schließt sich Tamara an und grenzt sich im Zuge dessen ebenfalls tendenziell von technischen Berufen ab. Dabei gibt sie an, technische Berufe nicht per se abzulehnen, sondern sich unter bestimmten Umständen selbst einen solchen Beruf für sich vorstellen zu können. Diese Passage setzt sich folgendermaßen fort:

*Julia zu Tamara: (7) Ich könnt mir DICH da vorstellen!*

*Gülcan: Ja, stimmt!*

*Tamara: Ja, ich mich auch, [aber ich will `s nich machen.*  
*Gülcan: WILLST du des machen?*  
*Tamara: NEEIIN!*  
*Julia: Willsch nich machen?*  
*Gülcan: Warum nich?*  
*Tamara: Nein. Wei nich (verlegenes Lachen).*  
*Sabine: Wir sollen nich über so was reden!*  
*Gülcan: Häää?*  
*Julia: Wieso? (..) Wie, wenn wir normal miteinander reden!*  
*[..] Gülcan: Ok. (...) Würde irgendjemand des machen wollen?*  
*Jana: Nee!*  
*Sabine: (verneinend) Hmmhmmm.*  
*Julia: (verneinend) Hmmhmm.*  
*Tamara: (verneinend) Hmmmhmmm. (Z.278-310)*

Sehr offensiv und normalisierend konfrontiert Julia Tamara hier mit der These, zwischen ihr und diesen Berufen bestünde eine besondere Passung, was Gülcan wie auch Tamara selbst bestätigen. Unmittelbar im Anschluss daran grenzt sich Tamara jedoch erneut und ohne Begründung von diesen Berufen ab. Während die Gruppe die Motive Tamaras diesbezüglich als irrelevant zu betrachten scheint, ist allein die Frage von Interesse, *ob* Tamara technischen Berufen nun schlussendlich zu- oder abgeneigt ist. Dass ein Interesse an – im Unterschied zu Abgrenzungen gegenüber – technischen Berufen hier in hohem Maße als legitimationsbedürftig angesehen werden, weist auf eine insgesamt hohe Orientierung der Gruppe an der stereotypen Vorstellung hin, dass Frauen und „Männer“-Berufe nicht zusammenpassen. Einem hohen Legitimationsdruck der Gruppe ausgesetzt, negiert Tamara ihr lediglich vage angedeutetes Interesse an technischen Berufen heftig und verweigert auch hier jegliche Erklärungen. Für eine hohe Orientierung der Gruppe an Stereotypen von Beruf und Geschlecht spricht auch, dass Sabine hier für einen Themenwechsel plädiert. Dies kann als eine Orientierung an der Norm der „Political Correctness“ angesehen werden, angesichts der Diskussionen hierzu offenbar tabu sind. Zwar wird Sabines Forderung von der Gruppe verworfen, jedoch deutet auch das weitere Diskussionsverhalten der Gruppe auf eine Orientierung an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht einerseits sowie an der Norm der „Political Correctness“ andererseits hin. Im Folgenden erscheint vor allem die Frage relevant, wer aus der Gruppe technischen Berufen zu- oder abgeneigt ist. Hierzu fordert Gülcan ausdrücklich eine Stellungnahme aller Teilnehmerinnen ein, äußert sich persönlich jedoch nicht zu dieser Frage. Sowohl in der Verwendung des Konjunktivs in ihrer Frage, als auch in der diffusen Formulierung „*irgendjemand*“ (Z.302) deutet sich an, dass sie von einer ablehnenden

Haltung der Gruppe gegenüber technischen Berufen auszugehen scheint. Tatsächlich grenzt sich die gesamte Gruppe – einschließlich Tamara – von diesen Berufen ab, was auf normalisierende sowie auf eine auffällig einsilbige Art und Weise geschieht. Möglicherweise werden die Motive diesbezüglich angesichts der im Raum stehenden Norm der „Political Correctness“ zurückgehalten.

***Frauen in technischen Berufen? – „Ah ja, das passt ja zu ihr! (Z.333)***

Der Verdacht, dass die Gruppe insgesamt in hohem Maße sowohl an Stereotypen in hinsichtlich Beruf und Geschlecht als auch an der Norm der „Political Correctness“ orientiert scheint, erhärtet sich im weiteren Verlauf der Eingangspassage. Darin fragt Gülcan nach den Gründen der Abgrenzungen der anderen Teilnehmerinnen gegenüber technischen Berufen:

*Gülcan: (4) Warum nich?*

*Tamara: (räuspert sich) Aber diiee (..) Steffi aus (...) die heißt doch XY gell?*

*Anne: Mhm.*

*Jana: Die will des glaub ich machen!*

*Sabine: Wer?*

*Tamara: Die hat, die (..) also eine aus unsrer Klasse, die macht des! Hat[ ( ).*

*Julia: Praktikum?]*

*Ja: (erleichtert) Ja!*

*Gülcan: Die Franzi auch!*

*Sabine: Aus unsrer Klasse?*

*Julia: (..) bei (Name einer Autofirma)!*

*Sabine: Ah ja, das passt ja zu ihr!*

*Einige Teilnehmerinnen kichern.*

*Sabine: (...) Doch! So was passt zu der!*

*Gülcan: (4) Ja. (Z.312-340)*

Der Beantwortung der Frage nach den Motiven der Abgrenzung gegenüber technischen Berufen weicht zunächst Tamara erneut aus. Diesmal, indem sie die Aufmerksamkeit von sich bzw. den anderen Teilnehmerinnen weg auf eine Mitschülerin mit geschlechts-untypischen beruflichen Interessen lenkt. Dieses neu initiierte Thema wird von den anderen Teilnehmerinnen bereitwillig aufgegriffen, womit Gülcans Frage als verworfen gilt. Im Folgenden entstehen wiederum keine Diskussionen zum Thema „Frauen und „Männer“-Berufe“. Stattdessen weisen die sehr vagen, für Nicht-Gruppenangehörige unverständlich bleibenden, Andeutungen gegenüber den angesprochenen Mädchen („Ah ja, das passt ja zu ihr!“, Z.334) auf eine Distanzierung gegenüber berufsdevianten Frauen hin. Einige Zeit später kommt Tamara in einem anderen Zusammenhang erneut auf Frauen in technischen Berufen zu sprechen, was von der Gruppe aufgegriffen wird.

*Tamara: Also ich find `s eigentlich voll cool, wenn `s (..) `n Mädchen so was macht!  
(kichert)*

*Jana: Ja!*

*Tamara: Also, mein Papa, der fährt ja Autorennen! (..) Und da so, hab ich jetzt aber noch nie `ne MechanikerIN gesehen! Aber ich fänd`s irgendwie cool, wenn `s da auch MechanikerINNEN gäb!*

*Julia: Weil die da so ihr eigenes(..)*

*Sabine: Vor allem, wenn sich die mal schmutzig machen können! Weil manche sin ja voll so*

*Jana: Ja!*

*Tamara: Jaaaaa! So etepitete! So: Oh nein! Mein Nagel bricht ab!*

*Sabine: Ja.*

*Gülcan: Ja, also ich*

*Tamara: Ich glaub, dass es da viele gibt, die dann so sagen:"Oh nein!*

*Alle reden durcheinander*

*Tamara: Ich mach mich nich dreckig! Oder: da kriegt man ja auch Öl ins Gesicht oder so*

*Sabine: Ja.*

*Julia: Des machen doch nur Jungs!*

*Tamara: Und des vermischt des Mak Make up! (lacht)*

*Jana: (Lacht) Na hasch dein eigenes Make up!*

*Einige Teilnehmerinnen kichern. (Z.432-479)*

Dass Tamara, wie sie hier erzählt, ihren Vater des Öfteren zu Autorennen begleitet, könnte als Bestätigung ihres zuvor mehrfach angedeutetes Interesse an technischen Berufen gelesen werden. Inwieweit dies tatsächlich zutrifft, bleibt an dieser Stelle jedoch offen. Die aus Beobachtungen auf Autorennen abgeleitete Schlussfolgerung, es gäbe keine Kfz-Mechatronikerinnen, sieht sie offenbar als Missstand an, worauf ihr Plädoyer nach Veränderung diesbezüglich hinweist. Dieses Plädoyer weist darüber hinaus darauf hin, dass sie bereits zuvor über Fragen hierzu reflektiert zu haben scheint, die somit für sie offenbar eine vergleichsweise hohe Relevanz besitzen. Tamaras positive Besonderung von Frauen in technischen Berufen greift die Gruppe sofort auf. Dabei erscheinen Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen als positiver Gegenhorizont zu Frauen, die in besonders übertriebener Weise stereotypen Vorstellungen von Weiblichkeit zu entsprechen bemüht sind und damit männlich konnotierte technische Berufe als „schmutzig“ ablehnen. Bezogen auf deren übertriebene Orientierung an Reinlichkeit und Schönheit grenzt sich die Gruppe von diesen Frauen implizit ab.

Dass es an dieser Stelle ausnahmsweise zu einer Diskussion zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe kommt, an der sich die gesamte Gruppe beteiligt, kann damit erklärt werden, dass hier ein Weg gefunden wird, sich hierzu trotz der eigenen Orientierung an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht, konform zur Norm der „Political

Correctness“ zu äußern. Dass berufsdeviante Frauen hier stereotyp als Abweichterinnen von Weiblichkeitsnormen betrachtet zu werden scheinen, zeigt sich dennoch bzw. gerade daran, sie jenen Frauen gegenüber gestellt werden, die tradierten Vorstellungen davon, wie Frauen sind, in extremer Weise entsprechen.

### ***Situation für Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen***

Im Zusammenhang von Gesprächen zu den NFM- und SYF-Titelbildern bzw. Titeln ergibt sich zwischen Gülcan und Tamara eine Diskussion zur Situation junger Frauen, die sich für technische Berufe interessieren:

*Gülcan: Ja, und halt "Von wegen: Nix für Mädchen" (...) weil manche Mädchen wollen des ja dann schon machen. Und dann (...) sieht mer ja, was mer alles machen kann, und dann (...) tun die sich vielleicht dafür entscheiden noch, also (...) ja.*

*Tamara: Es dann doch noch zu machen.*

*Gülcan: Ja.*

*Tamara: ja, vielleicht ermutigt `s dann auch, wenn man zum Beispiel jetzt, ich weiß ja nich, wie dann die Eltern, is, vielleicht, würden sagen "OH Gott! Nein! So `n Beruf is was für Männer!" oder so. Und dann, (...) also so halt, ermutigen, dass man des dann doch macht, so (...) weil des ja dann (...) oder vielleicht auch den Eltern zeigt, dass es (...) nich nur Jungs, sondern auch Mädchen können.*

*Gülcan: Ja, oder vielleicht, man kann ja auch dann den Jungs zeigen, dass man `s doch kann. Also, weil (...) ich denk mal, auch Jungs denken so "Naja, als ob die des können!" mit Handwerk und so!*

*Tamara: Ja.*

*Gülcan: Ja.*

*Tamara: (...) vielleicht müsste man sich dann erst mal beweisen, wenn man dann in so `n Betrieb kommt, wo nur Männer arbeiten. (...) So als Frau.*

*Tamara: Dass man das auch kann. (...) Also könnt ich mir jetzt irgendwie vorstellen. (Z. 1262-1291)*

Gemeinsam stellen Gülcan und Tamara hier die These auf, dass es für Mädchen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen der Überwindung einer hohen Hemmschwelle bedarf, um diesen Schritt tatsächlich zu gehen. Dies begründen sie zum einen mit der Antizipation stereotyper Orientierungen des sozialen Umfeldes dieser Frauen, von dem entsprechend wenig Rückhalt hinsichtlich geschlechtsuntypischer Berufs“wahlen“ zu erwarten ist. Eine Orientierung an der stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Frauen und „Männer“-Berufen antizipieren sie weiterhin auch im Hinblick auf Männer in männlich konnotierten Berufen. Analog hierzu wird angenommen, dass Frauen in diesen Berufen die dafür notwendigen Kompetenzen abgesprochen werden und sie sich somit dort erst einmal behaupten müssen. Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen sind somit zum einen vor die Anforderung gestellt, sich angesichts der beschriebenen

Schwierigkeiten erst einmal selbst zu einer entsprechenden Berufs“wahl“ durchringen zu müssen. Zum anderen gilt es, stereotype Sichtweise im sozialen Umfeld zu widerlegen und sich somit hinsichtlich des eigenen Berufswunsches Unterstützung zu erkämpfen. Auf die Annahme negativer Reaktionen des sozialen Umfeldes auf geschlechtsuntypische Berufswünsche von Frauen kommt die Gruppe in der Abschlussrunde noch einmal zu sprechen.

*Gülcan: (...) Ja, ich find `s auch besser, wenn mehr Mädchen des machen würden (.) obwohl ich `s eigentlich selber nich machen will (kichert).*

*Einige Teilnehmerinnen kichern.*

*Sabine: Und, dass die Mädchen sich wenigstens trauen, wo des machen wollen!*

*Jana: Dass die dazu STEHEN! Zu ihrer eigenen Meinung!*

*Julia: Ja.*

*Jana: Und sich nich so von anderen (.) irgendwie abbringen lassen. Weil die des irgendwie blöd finden oder so. Von den Freundinnen. (...) Ja.*

*Tamara: Ja, aber von uns würd `s ja eigentlich keiner blöd finden, wenn*

*Jana: Ja, aber (..)*

*Tamara: Es gibt ja, also ich mein ( )*

*Julia: Ja, genau.]*

*Sabine: (flüstert) Es gibt ja bestimmt noch welche (..) also. (Z.1723- 1758)*

Erst jetzt grenzt sich Gülcan gegenüber technischen Berufen ab, wozu auch sie das Argumentationsmuster der Normalisierung und Individualisierung aufgreift. Dass Stereotype von Beruf und Geschlecht einen großen Bestandteil der Normalitätsvorstellungen dieser Gruppe – mit Ausnahme von Tamara – auszumachen scheinen, zeigt sich auch in dieser Passage. In ihrem Plädoyer für autonome Berufs“wahlen“ fordert die Gruppe stereotypen Meinungen Anderer – wofür explizit Freundinnen genannt werden – in der eigenen Berufsfindung keine Beachtung zu schenken. Für eine Orientierung ihrerseits an diesen Vorstellungen spricht, dass Tamaras Frage, wie sich die Gruppe diesbezüglich verhalten würde, sehr stark ausgewichen wird.

## 4. Forschungsergebnisse – Komparative Analysen

### 4.1. Einleitung

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung besteht darin, eine Antwort auf die Frage zu finden, inwiefern sich junge Frauen in der Berufsfindung im Hinblick auf ihre Orientierungen in Bezug auf Beruf und Geschlecht ähneln bzw. voneinander unterscheiden. Um übergeordnete Orientierungsmuster sichtbar werden zu lassen, werden im Folgenden die wichtigsten Analyseergebnisse aus den einzelnen Gruppendiskussionen zueinander in Bezug gesetzt. Jeweils unter einer spezifischen Fragestellung werden dazu die hierfür zentralen Ergebnisse unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen zugeordnet.

Wie sich in den Fokussierungsmetaphern zeigt, scheinen die darin verhandelten Themen in der Regel im Relevanzsystem aller, in einer Gruppe vertretenen, jungen Frauen einen hohen Stellenwert einzunehmen. Demnach sind diese durch eine gemeinsame Problemlage miteinander verbunden und stellen eine Gruppe im Sinne einer Erfahrungsgemeinschaft dar. Zum Teil werden jedoch sehr unterschiedliche, manchmal gegensätzliche Standpunkte vertreten, so dass nicht von einer (tendenziell homogenen) Gruppenmeinung gesprochen werden kann. Zudem werden in einigen Gruppen äußerst verschiedenartige Argumentationsstrategien verfolgt und es wird nicht immer mit denselben bzw. ähnlichen Problemen auf dieselbe Art und Weise umgegangen. Sowohl Problemverständnisse als auch darauf bezogene Handlungs- und Bewältigungsstrategien sind jedoch Bestandteil von Orientierungen. Insofern verfügt ein Teil der acht Gruppen jeweils nicht bzw. nicht durchgehend über gemeinsame Orientierungen in Bezug auf Beruf und Geschlecht.

Für die Synthese der Untersuchungsergebnisse bedeutet das, dass Gruppen häufig nicht eindeutig einer Bedeutungsdimension zugeordnet werden können. Mit diesem Problem wird folgendermaßen umgegangen: Sofern in einer Gruppe stark voneinander abweichende bzw. oppositionelle Meinungen tendenziell im selben Maße vertreten werden, wird diese Gruppe mehreren Bedeutungsdimensionen gleichzeitig zugeordnet. Ebenso wird verfahren, wenn Meinungen lediglich von einer Minderheit vertreten werden, in Bezug auf die Untersuchungsfrage jedoch von Bedeutung erscheinen. Dasselbe gilt für Argumentations- und Bewältigungsstrategien. Kommt Meinungen,



Argumentations- und Bewältigungsstrategien in einer Gruppe dagegen eine untergeordnete Bedeutung zu und erscheinen diese auch im Hinblick auf die Untersuchungsfrage von geringer Relevanz, werden sie nicht in die Synthese der Forschungsergebnisse mit aufgenommen. Im Folgenden werden nacheinander die entwickelten Kategorien mit ihren dazu gehörigen Bedeutungsdimensionen vorgestellt und die zentralen Ergebnisse aus den acht Gruppendiskussionen darin eingeordnet und zueinander in Bezug gesetzt.

#### **4.2. Konstruktionsmodi von Passungsverhältnissen zwischen Beruf und Person**

In dieser Kategorie, die aus vier Dimensionen besteht, werden folgende Fragen beantwortet: Welche Vorstellungen von männlich bzw. weiblich konnotierten Berufen existieren in den jeweiligen Gruppen? Und: Inwiefern wird Berufseignung in Zusammenhang mit Geschlecht gebracht? Damit geht es hier darum, Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Gruppen im Hinblick auf die Frage herauszuarbeiten, auf welche Art und Weise Passungsverhältnisse von Beruf und Person sozial konstruiert werden und inwiefern Geschlecht dabei relevant gesetzt wird.

##### ***a. Dramatisierung von Geschlecht zur sozialen Konstruktion von Passungsverhältnissen zwischen Personen und Tätigkeiten***

Noch vor dem offiziellen Diskussionsbeginn stellt Jessica die rhetorische Frage „*Wer will schon Mechatroniker werde? Also Mädchen!*“ (Gomadingen, Z.3) und Claudia grenzt sich explizit stellvertretend für die gesamte Gruppe gegenüber technischen Berufe mit der Begründung ab, dass diese „*eher so die Männersache [sind]*“ (Esslingen, Z. 171f.). In ähnlicher Weise und ebenfalls bereits innerhalb der Eingangspassage äußern sich auch Teilnehmerinnen der anderen Gruppen, – abgesehen von der Gruppe Neuffen1 und Neuffen2 – die technischen, bzw. männlich konnotierten Berufen besonders ablehnend gegenüberstehen<sup>25</sup>.

In Abgrenzungen entsprechender junger Frauen aus den acht Gruppen auf individueller Ebene, nehmen diese in der Regel Bezug auf das Geschlechtslabel technischer Berufe, lassen konkrete Berufsinhalte dagegen außer Acht. Dass in dieser Art von Abgrenzungen am häufigsten normalisiert und die eigene Meinung besonders selbstbewusst vorgetragen wird, deutet darauf hin, dass diesbezüglich eine hohe soziale Akzeptanz innerhalb der

---

<sup>25</sup> vgl. hierzu unter anderem Reutlingen, Z. 347-354; Tübingen, Z. 302- 304; Böblingen, Z. 266, 301-309; Entringen, Z. 37.

Gruppe antizipiert wird. Dies bestätigt sich auch konkret. Beispielsweise wird Claudias Gruppennorm einer kollektiven Abgrenzung der Teilnehmerinnen von technischen Berufen selbst von Betül, die den Wunsch hat „Kfz-Mechatronikerin“ zu werden, nicht offen angegriffen. Lediglich in Form eines individualisierten Interessensbekenntnisses stellt Betül diese Norm sehr vorsichtig in Frage (vgl. Esslingen, Z. 199-203).

Findet in den Gruppen ein Bezug zu Passungsverhältnissen zwischen Beruf und Person auf normativer Ebene, unabhängig von eigenen Präferenzen, statt, taucht häufig folgende Argumentationsweise auf:

*„Des is auch des mit Technik.] Auch wenn, wenn man (.) auf dem Bild sieht man ja auch das mit der Technik. Dass halt Frauen nich unbedingt des machen könnten, außer wenn sie halt selber auch dieses (..) Dings dazu haben, dass sie des auch checken und so alles“ (Reutlingen, Z. 620-623).*

Gemäß stereotyper Vorstellungen in Bezug auf Beruf und Geschlecht wird Technikkompetenz dabei naturalisierend Männern zugeschrieben, Frauen dagegen abgesprochen. Wie im obigen Zitat taucht in diesem Zusammenhang zum Teil das widersprüchliche Argumentationsmuster der Normalisierung und der Individualisierung auf. Dieses kann als Ausdruck eines Bemühens darum interpretiert werden, sich trotz eigener stereotyper Orientierungen konform zur Norm der „Political Correctness“ zu äußern.<sup>26</sup>

Auf die stereotype Vorstellung weiblicher Technikinkompetenz wird auch in individualisierten Abgrenzungen von technischen Berufen häufig Bezug genommen: *„Also ich glaub, ich bin da einfach zu doof auch dafür! Ich könnt des gar nich!“ (Esslingen, Z. 213).* Darin kommt dieser nicht die Bedeutung eines Defizits zu. Stattdessen scheint der Verweis auf die eigene konstatierte Unfähigkeit im technischen Bereich vielmehr eine positive, die eigene Geschlechtsidentität stabilisierende Funktion zu besitzen. Denn sie bietet die Möglichkeit, sich konform zu tradierten Vorstellungen davon darstellen zu können, „wie Frauen sind“. Diesem spezifischen Modus der Selbstdarstellung entspricht eine Darstellungsweise von Technik als kompliziert, schwierig und nahezu undurchschaubar dar (*„Also i-ich, (.) oh mein Gott!, ich könnte, ich könnte des nich, ich kann `s schon nich sehn, wenn ich mein Handy auseinander bau, und die die Kabel und alles, so Knöpfe und so seh, denk ich mir des auch, also (..) nee! AUF GAR KEINEN FALL!“*, Esslingen, Z. 578ff.). Ein Kokettieren mit technischer Inkompetenz sowie die Darstellung von Technik als „männlich“ findet neben den

---

<sup>26</sup> Vgl. hierzu unter anderem Böblingen, Z. 268ff., 1723f.; Gomadingen, Z. 90-98, 1464.

Gruppen Reutlingen und Esslingen auch in der Gruppe Entringen (vgl. Z. 430ff.) statt. Teilnehmerinnen, die technischen Berufen vergleichsweise ablehnend gegenüber zu stehen scheinen, inszenieren sich im Zuge der eigenen Positionierung gegenüber diesen häufig auch als weiblich, indem ein Bezug auf andere Stereotype von Beruf und Geschlecht stattfindet: *„Und ich find des eklig! So Berufe von Männern wie Kfz-Mechatroniker! [...] Die kommen mit so öligen Händen und so (.) bäääh!“* (Tübingen, Z. 1472, 1483)<sup>27</sup>. In diesem Beispiel rekurriert Gülcan bestätigend auf stereotype Vorstellungen, nach denen Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit über ein starkes Reinlichkeitsbedürfnis sowie über einen ausgeprägten Sinn für Schönheit verfügen. Analog hierzu werden „Männer“-Berufe im Zuge dessen gemäß tradierten Vorstellungen per se als schmutzig und/ oder körperlich besonders belastend dargestellt. Dieser Logik folgt auch Gülcan, als sie von ihrem Praktikum als Raumausstatterin erzählt. Körperlich anstrengende Tätigkeiten wie das Transportieren von Teppichrollen (vgl. Tübingen, Z. 534f.) werden darin Tätigkeiten gegenübergestellt, die Geduld und Fingerspitzengefühl erfordern. Analog zu stereotypen Vorstellungen im Hinblick auf Beruf und Geschlecht definiert Gülcan diese als „weiblich“:

*„Da, da macht mer auch so halt Frauensachen, also Gardinen nähen oder so. Aber halt, wemmer so Boden belegen muss (.) oder (..) und (..) wie soll ich sagen (..) jaaa, ähm (.) Teppichboden und so sonstiges, (..) des is echt sooo schwer! Des gibt `s nich!“* (Tübingen, 524-527).

Dass auch die Vorstellung von technischen Berufen der jungen Frauen aus der Gruppe Böblingen Stereotypen von Beruf und Geschlecht entspricht, deutet sich in der positiven Besonderung von Frauen an, die technische Berufe ausüben: *„Vor allem, wenn sich die mal schmutzig machen können!“* (Z. 446, vgl. hierzu Z.432-479). Die Präferenz von Frauen für „Männer“-Berufe, die hier primär als „schmutzig“ charakterisiert werden, wird vor allem als vergleichsweise geringe Orientierung an Reinlichkeit interpretiert, die tendenziell als eine Ausnahme erscheint und damit nicht der Normalität entspricht.

Die soziale Konstruktion von Passungsverhältnissen, nach denen Menschen qua Geschlechtszugehörigkeit als (un-)geeignet für spezifische Tätigkeiten und Berufe angesehen werden, die ihrerseits als „männlich“ oder „weiblich“ erscheinen, wird in der Regel begleitet von einer Dichotomisierung. Als tendenziell dichotom dargestellt werden dabei sowohl „Frauen“-und „Männer“-Berufe, als auch Männer und Frauen in dem, was

---

<sup>27</sup> Vgl. hierzu auch Esslingen, Z. 150ff., 265- 272; Gomadingen, Z. 143-146; Neuffen2, Z. 240-268.

sie in ihrem beruflichen Handeln und darüber hinaus auszuzeichnen scheint. In besonders ausgeprägter Weise findet Dichotomisierung diesbezüglich in der Gruppe Esslingen statt:

*„Ich hab mich auch bei Möbel R. beworben als Einzelhandelskauffrau. (...) Einfach weil, ich red soo gern soo viel, und ich denk (...) des is halt (...) sss bei Mechatroniker nich wichtig, aber so (.) deswegen will ich lieber so was machen, wo ich labern kann, als dass ich die ganze Zeit irgendwo rum lieg und jeden Tag wirklich des Gleiche mach. Des könnt ich einfach gar nich“ (Esslingen, Z. 273-277).*

In diesem Zitat nimmt Steffi bestätigend Bezug auf die stereotype Vorstellung, dass „Frauen“- und „Männer“-Berufe in ihrem Anforderungsprofil dem entsprechen, „wie Frauen und Männer sind“. Dabei wird hier implizit auch auf die stereotype Vorstellung rekurriert, nach der Frauen per se über eine besonders hohe, Männer entsprechend über eine sehr niedrige Kommunikationskompetenz verfügen. Dieser, hier als geschlechtsspezifisch dargestellter, Unterschied zwischen Frauen und Männern scheint sich laut Steffi auch im Anforderungsprofil männlich und weiblich konnotierter Berufe widerzuspiegeln.

Im Zuge der sozialen Konstruktion von Tätigkeiten und Berufen als „männlich“ oder „weiblich“, kommt es zum Teil auch zur Vergeschlechtlichung von Räumen, die stark mit Berufen assoziiert werden. Am häufigsten trifft dies für die *Werkstatt* zu, der dabei stets als stark männlich konnotiert erscheint, in der Gruppe Reutlingen sogar mit „Männer“-Arbeit gleichgesetzt wird: *„Ja, also wir ham, wir ham des angeguckt, weil des [is halt auch so Werkstattarbeit. [...] Und (.) wir finden halt auch, dass das eher nicht, eher nicht so für Mädchen is“ (Reutlingen, Z. 347-354; vgl. hierzu auch Z. 593ff;)*. Ebenfalls als „männlich“ und damit vor allem als unvereinbar mit Frauen bzw. Weiblichkeit wird die *Werkstatt* auch von Claudia aus der Gruppe Esslingen sozial konstruiert, die sich im Zuge dessen als weiblich inszeniert:

*„Wenn ich schon in `ne offene Werkstatt geh! [...] Wie `s da (...) schon geruchsmäßig! Dass, dass es nach Benzin oder nach, nach Autos! Boah, Echt! Oder nach den Abgasen! Als Mädels wird `s dir ja schlecht davon! Und vor allem JEDEN TAG das Gleiche! Und ich krieg SOFORT Kopfschmerzen! Aber sofort!“ (Esslingen, Z. 1038-1043).*

Entgegengesetzt zur *Werkstatt*, findet in der Mehrheit der Gruppen in unterschiedlichem Ausmaß ein Bezug auf das *Büro* als weiblich konnotierten Raum statt<sup>28</sup>:

---

<sup>28</sup> Vgl. hierzu auch Neuffen2, Z.902f. sowie 1177; Tübingen, Z. 304; Entringen, Z.464-467 sowie Esslingen, Z.199-203.

*„Oder zum Beispiel jetzt [...] wo mer mit so ähm (.) äh schrauben muss und solche Sachen. Sagt mer ja, hmm, des is gleich Männerarbeit, gleich so `n Kli Klischee. So ja, Frauen sind zu Hause, machen Büroarbeit, die Männer machen die Hartarbeit, so am Bau oder so“ (Reutlingen, Z. 595-599).*

Ein Verständnis von Räumen als „männlich“ bzw. „weiblich“ zeigt sich zum Teil auch in der Gruppe Gomadingen. Dass das Friseur- und Kosmetiksalon hier stark als „weiblich“ gefasst zu werden scheint, zeigt sich in der Annahme, dass in diesen Räumen tätige Männer in der Regel „schwul“ (Z. 150) sind und somit hier als Abweichler von tradierten Männlichkeitsnormen betrachtet werden (vgl. Gomadingen, Z. 143-146).

Eine hohe Relevanz von Geschlecht in den Normalitätsvorstellungen zu Passungsverhältnissen zwischen Beruf und Person, zeigt sich in der Gruppe Tübingen auch in einem anderen Kontext. Das Ausüben geschlechtsuntypischer Tätigkeiten, sei es beruflich oder privat, wird hier von einigen Teilnehmerinnen normalisierend als „komisch“ und „schräg“ (vgl. Z.318, 312) bezeichnet, ruft Gelächter hervor und wird als abwegig benannt („Denk mal!“ vgl. Z. 306). Damit wird die Beschäftigung mit Tätigkeiten, deren geschlechtliche Konnotation nicht der eigenen Geschlechtszugehörigkeit entspricht als offenbar als Abweichung von der Normalität begriffen.

#### ***b. Vernachlässigung von Geschlecht zur sozialen Konstruktion von Passungsverhältnissen zwischen Personen und geschlechtsuntypischen Tätigkeiten***

Entgegengesetzt zu Teilnehmerinnen oder Gruppen insgesamt, die sich besonders stark von technischen Berufen abgrenzen und diese als „männlich“ ablehnen, äußern Teilnehmerinnen, die diesen Berufen zugewandt sind, erst verhältnismäßig spät ihr Interesse daran. Isabella aus der Gruppe Reutlingen erzählt beispielsweise erst in der Abschlussrunde von ihrem einstigen Berufswunsch „*Raumausstatterin*“ (vgl. Z.1637). Christine aus der Gruppe Neuffen<sup>2</sup> gibt ihr Interesse an technischen Berufen erst Preis, als Esther von ihrer These, Frauen in „Männer“-Berufen seien weniger weiblich und hegten den Wunsch dem anderen Geschlecht anzugehören, abrückt, und stattdessen den Wunsch nach Abwechslung und neuen Herausforderungen als alternatives Berufswahlmotiv anführt (vgl. Z. 296f.). Tamara aus der Gruppe Böblingen deutet wiederholt und teilweise durchaus provokant Interesse an technischen Berufen an („*Des is ja was für mich so, als Junge!*“, Z.159) und bestätigt dies sehr einsilbig auf direkte Nachfrage hin (vgl. Z. 270, 281). Angesichts des drohenden erhöhten Legitimationsdruckes diesbezüglich, der sich bereits in den verhaltenen und tendenziell erschrockenen

Nachfragen der Gruppe ankündigt, verweigert sie jedoch weitergehende Erläuterungen und grenzt sich schlussendlich – ohne Angabe von Motiven – von technischen Berufen ab (vgl. Z. 285, 291). Alle drei Teilnehmerinnen sind zur Preisgabe ihres Interesses an technischen Berufen somit offenbar erst dann bereit, wenn negative Reaktionen hierauf unwahrscheinlich geworden sind. Diese These stützt auch das Verhalten von Nadja aus der Gruppe Entringen. Zunächst äußert sich diese ablehnend gegenüber technischen Berufen (vgl. Z. 433) und setzt Ahu, als diese Interesse an hieran andeutet, unter erheblichen Legitimationsdruck (*„Wieso findest du, dass es Spaß macht?“*, Z. 441). Erst als Ahu von ihren positiven praktischen Erfahrungen im Beruf Kfz-Mechanikerin erzählt, rückt Nadja damit heraus, dass auch sie bereits ein Praktikum im selben Beruf absolviert hat, auf das sie sich dann ebenfalls positiv bezieht (vgl. Z. 482-502). Auch Ahu sowie Betül aus der Gruppe Esslingen halten ihre Meinung gegenüber technischen Berufen im Vergleich zu anderen Teilnehmerinnen vergleichsweise lange zurück und teilen diese der Gruppe erst mit, als sie sich hierzu aufgefordert fühlen (vgl. hierzu Entringen, Z. 449-478; Esslingen, Z. 199-203).

Die These, dass diejenigen jungen Frauen, die männlich konnotierten Berufen zugewandt sind, angesichts einer vorweg genommenen geringen sozialen Akzeptanz der Gruppe hiervon erst verhältnismäßig spät berichten, wird durch weitere Beobachtungen gestützt. Teilnehmerinnen, die sich für männlich konnotierte technische Berufe interessieren, verallgemeinern und normalisieren ihre persönliche Haltung diesbezüglich nicht, sondern äußern ihre Meinung hierzu stets individualisiert und begründen diese. Dabei wird stets auf positive praktische Erfahrungen Bezug genommen, die im Falle Christines im Technikunterricht (vgl. Neuffen2, Z. 296f.), im Falle Nadjas und Ahus in Praktika (vgl. Entringen, Z. 482-498, 443-449 und 464-478) und im Falle Betüls im Rahmen des Girl`s Day sowie in der Freizeit (vgl. Z. 199-205) gesammelt wurden. Im Zuge ihrer Positionierungen gegenüber männlich konnotierten Berufen konstruieren diese Teilnehmerinnen zwischen sich und diesen eine Passung, die auf Berufsinhalten auf der einen und individuellen Interessen, Fähigkeiten und Präferenzen auf der anderen Seite beruht. Damit wird Geschlecht in diesem Kontext irrelevant gesetzt:

*„Jaaa, daaaa lernt man halt so vom Auto (..) also kann man auch näher kennen lernen und (..) die Sachen und so, was im Auto drin ist (..) und wie des halt so läuft, wenn, also (..) reparieren und so. Des macht dann auch Spaß (..) also“ (Entringen, Z. 443ff.; vgl. hierzu auch Z. 476ff.).*

Auf Stereotype in Bezug auf Beruf und Geschlecht wird in Positionierungen gegenüber technischen Berufen kein Bezug genommen. Vielmehr werden diese häufig indirekt dekonstruiert, was im obigen Zitat geschieht, indem Ahu Technik nicht als schwierig, kompliziert und von Frauen undurchschaubar, sondern dagegen als etwas darstellt, dass erlernbar ist und das sie selbst mit Spaß assoziiert. Neben der Dethematisierung von Geschlecht und dem damit einhergehenden Unterlaufen von Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht zeichnen sich Erfahrungsberichte technikzugewandter junger Frauen zum Teil durch eine weitere Besonderheit aus. Diese ist auch im nachfolgenden Zitat zu finden:

*„Also bei meim Praktikum war `s so, dass jeder jedem geholfen hat (...), die haaam, die ham halt im Team gearbeitet. Wenn einer mal was nich wusste, also nich weiter kam, ham, hat der halt `n andren gerufen (..) der hat dann geholfen einander. (..) Viel (.) gelacht, Scherze gemacht. Es wurde immer `ne bestimmte Zahl Autos fertig repariert (..) und da (.) durft ich auch schon viel mitmachen. (..) Mmmja, und die ham mir auch alles gezeigt. Wie `s so abläuft (..)“ (Entringen, Z. 482-487).*

Das Bild, das Nadja hier von der Arbeitsatmosphäre im männlich konnotierten Beruf „Kfz-MechatronikerIn“ zeichnet, verhält sich zu stereotypen Vorstellungen von „Männer“-Berufen, nach denen dort vor allem Konkurrenzdenken sowie eine Ellenbogen-Mentalität vorherrscht, entgegengesetzt.

Dass hier, wie auch im Falle Ahus (vgl. 443ff., 464-478) Stereotype in Bezug auf Beruf und Geschlecht nicht nur nicht bedient, sondern auch Aspekte hervorgehoben werden, die mit tradierten Vorstellungen davon, „wie Frauen sind“, vereinbar sind, kann auch eine Strategie zur Selbstdarstellung sein. Denn diese ermöglicht es, sie sich – trotz eigenem Interesse an männlich konnotierten Berufen – als „weiblich“ im tradierten Sinne darzustellen. Für diese These spricht auch, dass einige Teilnehmerinnen, während sie von ihrer Präferenz für technische Berufe erzählen, gleichzeitig besonders betonen, dass für sie durchaus auch weiblich konnotierte Berufe in Frage kommen:

*„Also, (..) was ich dazu meine, is (..) also, für mich würde auch so was passen. Also ich bin nich so jemand, die immer nur im Büro gern sitzt“ (Betül, Esslingen, Z. 199-203). Ähnlich äußert sich auch Ahu aus der Gruppe Entringen: „Also da war `n Mädchen, die hat erst also im Büro gearbeitet und dann is die zum, also gekommen (..) und die Autos und so, ja Werkstatt. Des hat mir auch voll gut gefallen. Erst so sauber, danach dreckig (lacht)“ (Entringen, Z. 443).*

Eine mögliche Antizipation geringer sozialer Akzeptanz der Gruppe bezüglich des eigenen Interesses an männlich konnotierten Berufen, bestätigt sich konkret. Auch sehr starke, normalisierte und zum Teil verallgemeinerte Abgrenzungen gegenüber

technischen Berufen stoßen in der Regel nicht auf Protest aus den Gruppen, werden somit als nicht begründungsbedürftig angesehen und bewegen sich damit offenbar im Rahmen der Normalitätsvorstellungen der Gruppen. Positive Äußerungen im Hinblick auf männlich konnotierte Berufe stoßen dagegen vergleichsweise stark auf Nachfragen, erstaunte sowie negativ konnotierte Reaktionen, wodurch Teilnehmerinnen, die ein Interesse an diesen Berufen äußern, einem verhältnismäßig starken Legitimationsdruck ausgesetzt sind (vgl. hierzu unter anderem Entringen Z. 437, 411; Böblingen Z.283ff.).

Wie sich in Diskussionen zu Passungsverhältnissen von Beruf und Person auf normativer Ebene zeigt, scheinen zum Teil auf diejenigen Teilnehmerinnen an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht orientiert, die selbst ein Interesse an männlich konnotierten technischen Berufen zur Sprache bringen. Beispielsweise interpretiert Nadja, die sich in der Erzählung von ihrem Praktikum als Kfz-Mechatronikerin unter anderem positiv darauf bezieht selbstständig mitgearbeitet zu haben, den Titel der NFM-Broschüre folgendermaßen: „*Wir sollen uns auch mal trauen, etwas zu machen, was wir gar nich so können*“ (Entringen, Z. 1773f.). Damit nimmt sie hier Bezug auf die stereotype Vorstellung von Technikkompetenz als „männlich. Analog dazu stellt Isabella technische Berufe teils stereotyp als „Männer“-Arbeit dar:

„*Also des sind immer so kleine Teile (.) und da, die Jungs schrauben halt immer gern dran rum und (.) des is halt eher so (.) Jungsarbeit (.) aber (...) `s gibt halt auch Mädchen, die sich dafür interessieren und für die is des in Ordnung, denk ich*“ (Reutlingen, Z. 396ff.).

Im Unterschied dazu dethematisieren Christine (Neuffen2), Ahu (Entringen) und Betül (Esslingen) Geschlecht im gesamten Diskussionsverlauf konsequent<sup>29</sup>.

### ***c. Soziale Konstruktion von Passungsverhältnissen zwischen Tätigkeiten und Personen im Spannungsfeld von Dekonstruktion und Reproduktion von Geschlecht***

Im Hinblick auf die Frage, wie Passungsverhältnisse von Beruf und Person jeweils gefasst werden, sind in der Gruppe Reutlingen und Neuffen1 zum Teil sehr widersprüchliche Orientierungen in Bezug auf Stereotype von Beruf und Geschlecht erkennbar. Die Argumentationsstrategie, die hierzu in der Gruppe Reutlingen hauptsächlich von Michaela und Daniela verfolgt wird zeigt sich im nachfolgenden Zitat:

---

<sup>29</sup> vgl. hierzu Neuffen2, Z.275, 1055, 1144-1147; Entringen, 779ff, 668-725; Esslingen, 284, 396ff., 1045ff., 290-307



*„Ja, weil Frauen können ja auch die gleiche Arbeit wie die Männer] bringen. Zum Beispiel (.) so ähm (..) wemma zum Beispiel bei XY arbeitet als Möbelpacker is natürlich `ne Frau nich gebracht, weil die einfach nich die Kraft dafür so sehr hat (.) ähm aber so bei Autos, ähm (..) geht des ja eigentlich schon, dass die Frauen des können“ (Reutlingen,, Z. 530-534).*

Während einerseits die These aufgestellt wird, Berufseignung sei generell geschlechtsunabhängig, wird andererseits unter Bezug auf stereotype Vorstellungen einer geschlechtsspezifischen Körperlichkeit als Berufseignungskriterium auf Ausnahmen diesbezüglich hingewiesen. Die stereotype Vorstellung einer geschlechtsspezifischen Körperlichkeit als Berufseignungskriterium wird in dieser Gruppe jedoch auch zur sozialen Konstruktion eines Passungsverhältnisses zwischen Frauen und „Männer“-Berufen aufgegriffen:

*„Und halt Mechatroniker, da denkt ma auch immer, ja des isch eigentlich nur, oder Mechatronikerin oder Mechatroniker, is auch nur was für JUNGS. Aber man braucht da halt auch manchmal die Frauen (..) weil die ham halt manchmal auch kleinere Finger und da (.) gibt `s dann halt manchmal auch so (.) FEINE Arbeiten, und da sind die Frauen halt (.) mehr dafür“ (Reutlingen, Z. 425-429).*

In beiden Fällen wird an tradierten Vorstellungen davon, wie Frauen und Männer bzw. „Frauen“- und „Männer“-Berufe sind, festgehalten und diese reproduziert. Im Unterschied zu Michaela und Daniela grenzen sich alle Teilnehmerinnen der Gruppe Neuffen1 von Anfang im Allgemeinen von stereotypen Vorstellungen im Hinblick auf Beruf und Berufseignung ab. Sobald jedoch versucht wird, zu begründen, weshalb Frauen für männlich konnotierte Berufe (besser) geeignet sind, findet zum Zwecke der sozialen Konstruktion eines entsprechend höheren Passungsverhältnisses auch hier ein Rückgriff auf stereotype Vorstellungen davon, wie Frauen und Männer sind, statt. Demnach erscheinen Frauen, die als geduldig, ausdauernd und sorgfältig arbeitend charakterisiert werden für technische Berufe geradezu prädestiniert. Männer, die im Gegensatz dazu als ungeduldig, jähzornig schlampig arbeitend dargestellt werden, erscheinen entsprechend als wenig geeignet für diese Berufe (vgl. hierzu Z. 115-153).

Diese Argumentationsstrategie verfolgt auch die Gruppe Gomadingen. Ausgangspunkt ist dabei die SYF-Statistik zu den Erfolgsquoten in Abschlussprüfungen verschiedener technischer Ausbildungsberufe, nach der Frauen deutlich besser abschneiden als Männer. Die daraus abgeleitete und verallgemeinerte These, dass *„Mädchen einfach besser sind!“* (Z. 460) wird auf dieselbe Weise wie in der Gruppe Neuffen1 und unter Rückgriff auf dieselben Stereotypen argumentativ zu untermauern versucht (vgl. hierzu Z. 477-482). Im Unterschied zu den jungen Frauen aus der Gruppe Neuffen1, die sich konsequent von

stereotypen Vorstellungen einer höheren Eignung von Männern für „Männer“-Berufe abgrenzen, stellt sich heraus, dass diesbezüglich in der Gruppe Gomadingen von der stereotypen Annahme einer geschlechtsspezifischen Berufseignung ausgegangen wird.

Auf die Frage, wie sie selbst die Erfolgsquoten von Frauen und Männern in technischen Berufen eingeschätzt hätten, antwortet die jungen Frauen entsprechend:

*Kathrin: Jaa, i fand `s scho überraschend. I dacht jetzt halt, dass die Jungs da eher (.) mehr (.) also halt (.) mehr Erfolg ham wie die Mädchen.*

*Jessica: Hätt i au net denkt.*

*Annika: Ja, i au. Weil `s ja einfach au mehr machet, mehr Männer. (Z. 487-496)*

Wie in diesem Auszug einer Passage, wird in der Gruppe Gomadingen auch an anderen Stellen im Diskussionsverlauf aus numerischen Überrepräsentanzen von Männern (und ebenso von Frauen) in verschiedenen Berufen geschlossen, dass Berufseignung abhängig von der Geschlechtszugehörigkeit sei.

#### ***d. De-Thematisierung von Geschlecht zur sozialen Konstruktion von Passungsverhältnissen zwischen Personen und Tätigkeiten***

Wie unter der 1. Dimension zu dieser Kategorie dargestellt wurde, dominieren in der Gruppe Neuffen2 zu Diskussionsbeginn stark an Stereotypen orientierte Sichtweisen. Zunehmend werden hier jedoch Meinungen geäußert, die auf stereotype Vorstellungen einer geschlechtsspezifischen Berufseignung kritisch Bezug nehmen. Zunächst wird dabei wie in der Gruppe Neuffen1 unter Bezug auf den eigenen Erfahrungsraum die tradierte Vorstellung von Technik als „männlich“ dekonstruiert. Dazu findet zum Teil auch hier ein Rückgriff auf stereotype Vorstellungen von Frauen und Männern statt, anhand dem die besondere Eignung von Frauen für Technik argumentativ zu untermauern versucht wird (vgl. Z. 1106-1136). Daran anschließend wird versucht die Frage zu beantworten, wie es zur numerischen Überrepräsentanz von Männern in technischen Berufen kommt:

*„Vielleicht kommt des ja noch von früher, weil mer da ja au gsagt hat (..) die Jungs müssen, oder die Männer müssen halt eher (.) solche Berufe (..) machen (.) weil die kräftiger wären oder so. (..) Vielleicht (.) hat `s da irgendwie (...) so (..) abgefärbt bis heute oder so“ (Neuffen2, Z. 1131-1134).*

Zur Erklärung der zahlenmäßigen Minderheit von Frauen in männlich konnotierten Berufen findet hier kein Bezug auf Stereotype von Beruf und Geschlecht statt. Die unterschiedliche Verteilung von Männern und Frauen auf Berufe wird dagegen als ein Phänomen begriffen, dass sich – einmal entstanden – primär aufgrund der Macht der Gewohnheit bis heute erhalten. Ebenfalls im Hinblick auf die Frage, wie es kommt, dass

Frauen und Männer in Berufen so unterschiedlich vertreten sind, werden hier verschiedene Beispiele für Geschlechtswechsel von Tätigkeiten zusammen getragen. Darin wird bereits vage der normative Zwangscharakter zur Ausübung geschlechtstypischer Tätigkeiten angedeutet:

*„Ich find au irgendwie von so (.) Frauenberuf. Also zum Beispiel (...) früher hat ja die Frau immer kochen müssen und wenn jetzt zum Beispiel `n Mann (.) `n Koch isch, dann (..) wird da gar nich so `n Drama draus gmacht (..) was, wie wenn `ne Frau irgendwie was technisches machen will“ (vgl. Z. 1144-1147).*

Im weiteren Verlauf wird die numerische Überrepräsentanz von Frauen und Männern in gleichgeschlechtlichen Berufen mit negativen sozialen Sanktionierungen geschlechtsuntypischer Berufs“wahlen“ erklärt. In diesem Kontext werden auch schlechtere Zugangschancen von Frauen zu männlich konnotierten Berufen als weitere Erklärung geschlechtstypischer Berufs“wahlen“ zur Sprache gebracht (vgl. Z. 1144-1175 sowie 1177-1267). Auch wenn die Gruppe Neuffen<sup>2</sup>, ähnlich wie die Gruppen Neuffen<sup>1</sup>, Gomadingen und Reutlingen, zur Konstruktion von Passungsverhältnissen zwischen Frauen und „Männer“-Berufen spezifische Stereotype zunächst bestätigend aufgreift, wird hier schließlich die Relevanz von Geschlecht im Hinblick auf Passungsverhältnisse von Beruf und Person sehr stark hinterfragt und entsprechende Stereotype somit dekonstruiert.

#### **4.3. Orientierungsmodi im Hinblick auf Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt**

Wie in Kapitel 1.1. dieser Arbeit dargestellt, zeichnen sich „Frauen“-Berufe vor allem durch ein verhältnismäßig geringes Sozialprestige und damit einhergehend durch ein vergleichsweise geringes Einkommen aus. Nach stereotypen Vorstellungen davon, wie Männer und Frauen normalerweise sind, zeichnen sich auch Arbeitnehmer – abhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit – durch spezifische Eigenschaften und Fähigkeiten (zur Ausübung von Beruf) aus. Diese stehen ebenfalls in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, womit „männliche“ Arbeitskraft höher gewertet wird als „weibliche“, was sich in der Regel in einer höheren Entlohnung männlicher Arbeitnehmer niederschlägt. In dieser Kategorie geht es zum einen um die Frage, inwieweit Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt in den Gruppen thematisiert werden und welche Relevanz ihnen demnach im Erfahrungsraum dieser zukommt. Zum anderen ist von Interesse, in welcher Art und Weise sich die jungen Frauen auf Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt beziehen und

was darin über ihre Orientierungen diesbezüglich zum Ausdruck kommt<sup>30</sup>.

### *a. Naturalisierung von Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt*

Einige Teilnehmerinnen der Gruppe Tübingen rekurrieren im Rahmen ihrer bestätigenden Bezugnahme auf tradierte Formen geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung implizit auch auf die stereotype Vorstellung einer unterschiedlichen Wertigkeit von „Männer“- und „Frauen“-arbeit

*„Ich find des irgendwie schon geil Hausmann zu sein! Weil da muss man immer so chillen ey und manchmal auf Kinder aufpassen oder so. [...] Die Frau arbeitet (.) und der Mann macht nicht [...] Ja, weißte, so irgendwie voll (.) ding äh, der Mann so wie Frau und die Frau so wie Mann. So (.) bestimmt alles!“ (Z. 341-353).*

Hausarbeit wird hier mit Nichts-Tun gleichgesetzt, was der stereotypen Vorstellung entspricht, dass allein Tätigkeiten, die einen ökonomischen Wert haben, das heißt außerhäusliche Berufsarbeit, als „Arbeit“ anzusehen sind. Weiterhin wird hier Bezug genommen auf die stereotype Vorstellung eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses: Danach kommt jener Person innerhalb einer Partnerschaft die dominante Position im Geschlechterverhältnis zukommt, die die zur Existenzsicherung der im Haushalt lebenden Personen nötigen Subsistenzmittel erwirtschaftet und damit den gesellschaftlich höher gewerteten Part innerhalb geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung übernimmt. Dieses asymmetrische Geschlechterverhältnis wird hier implizit als legitim anerkannt, indem mit der, scheinbar vor allem Erholung versprechenden, Hausfrauenrolle sympathisiert wird.

Ähnlich wie ein Teil der Gruppe Tübingen beziehen sich auch zwei Teilnehmerinnen der Gruppe Esslingen bestätigend auf stereotype Vorstellungen zu Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt. Dies geschieht im Zuge der eigenen Positionierung gegenüber männlich konnotierten technischen Berufen. Im Hinblick auf diese konstatiert Steffi, die hier erneut mit technischer Inkompetenz zu kokettieren scheint:

*Ich würd `s gar nich raffan! Ich könnt `s nich!*

---

<sup>30</sup> Sowohl in der Gruppe Böblingen als auch in der Gruppe Entringen werden Geschlechterhierarchien in keiner Weise thematisiert oder darauf Bezug genommen. In beiden Gruppen scheinen Diskussionen zum Thema Frauen und „Männer“-Berufe aus unterschiedlichen Gründen bewusst gemieden zu werden. Deshalb kann aus der fehlenden Thematisierung von Fragen zu dieser Kategorie nicht geschlossen werden, dass dieses Thema im Relevanzsystem der beiden Gruppen einen niedrigen Stellenwert einnimmt. Wie die jungen Frauen aus diesen Gruppen diesbezüglich orientiert sind, bleibt somit offen.

Darin pflichtet ihr Claudia bei: *Ich au nich! Ich hätte nich die Lust da, so viel zu lernen, weil des is dann (.) mehr lernen als (..) [als (Z. 581-583)*

Claudia nimmt hier an, die Ausbildung zu weiblich konnotierten Berufen sei weniger lernintensiv als eine Ausbildung in männlich konnotierten Berufen. Damit rekurriert sie auf die stereotype Vorstellung, nach der Arbeit in „Frauen“-Berufen weniger als fachmännisches und qualifiziertes Handeln anzusehen ist. Dass Claudia und ebenso Steffi berufliches Handeln von Frauen entsprechend primär als Ausdruck dessen zu begreifen scheinen, wie Frauen natürlicherweise sind, zeigt sich auch an anderen Stellen im Diskussionsverlauf (Z. 221-226). Beispielsweise begründet Steffi ihr Interesse an weiblich konnotierten sozialen Berufen folgendermaßen: *„Ja, deswegen will ich Altenpflegerin werden, weil ich glaub, da kannsch au voll viel reden!“ (Z. 457f.)*. Das Tätigkeitsprofil von AltenpflegerInnen wird hier tendenziell gleichgesetzt mit Kommunikation, wie sie im Alltagshandeln stattfindet. Dass mit *„Reden“ (Z. 458)* dabei nicht etwa professionelle Beratungs- oder Expertengespräche gemeint sind, die der Aneignung eines abstrakten Fachwissens bedürfen, deutet sich auch im folgenden Zitat an: *„Ich will unbedingt, wo ich was (.) labern] kann (lacht)“ (Z. 350)*.

#### ***b. Problematisieren von Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt***

Claudia, die ebenso wie Steffi, bestätigend auf stereotype Vorstellungen einer unterschiedlichen Wertigkeit von „Frauen“- und „Männer“-Arbeit auf beruflicher Ebene rekurriert, grenzt sich in einem anderem Kontext von tradierten Vorstellungen ab, nach denen Frauen per se allein für Hausarbeit als geeignet erscheinen. Auf entsprechende Sichtweisen bezieht sie sich als frauendiskriminierend, erkennt sie damit nicht legitim an (vgl. Z. 500-507). Gerade die explizit Abgrenzung hiervon weist jedoch darauf hin, dass sie weibliche Berufstätigkeit im Unterschied zu anderen Gruppenmitgliedern als begründungsbedürftig und damit als weniger selbstverständlich anzusehen scheint.

In den Gruppen Neuffen<sup>1</sup>, Gomadingen und Reutlingen werden Geschlechterhierarchien selbst zum Diskussionsgegenstand erhoben, wobei sich darauf insgesamt stark abgrenzend bezogen wird. Dies trifft in besonderem Ausmaß für die Gruppe Reutlingen und dabei für Michaela zu:

*„Es gibt auch genauso Männer, die zum Beispiel jetzt im Büro arbeiten, wo `s zum Beispiel jetzt nur so denksch da arbeiten nur Frauen und die Männer werden ja au nich so (..) so gesehen UNTERBELICHTET, weil die (.) ähm Männer sind in dem Beruf. Die können `s ja genauso gut. Und da find ich `s auch blöd, wemma jetzt ähm, `ne Frau so ähm (..) Technikerin oder so, ähm (..) in `ner Werkstatt bei Autos arbeiten will, weil er*

*sagt, ja ähm (...) die kann `s nich, weil `s `ne Frau is. Des find ich halt blöd einfach, `s is halt voll un ungerecht einfach“ (Reutlingen, Z. 539-545).*

Das Absprechen von Kompetenzen von Frauen für männlich konnotierte Berufe beklagt Michaela insbesondere im Hinblick darauf, als ungerecht und diskriminierend, als dass es hierzu umgekehrt kein Pendant gibt. Wie unter Kategorie I. aufgezeigt wurde, rekurriert vor allem Michaela selbst immer wieder bestätigend auf stereotype Vorstellungen, nach denen Frauen für männlich konnotierte Berufe als ungeeignet erscheinen. Damit werden die konstatierten Ungerechtigkeiten teils immer wieder selbst legitimiert (vgl. hierzu Kategorie I.).

Im Unterschied zu einigen Teilnehmerinnen aus der Gruppe Reutlingen reagieren die Gruppen Gomadingen und Neuffen1 (sowie zunächst auch die Gruppe Neuffen2) auf beobachtete Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt, die hier als Abwertung des Weiblichen verstanden werden, jeweils mit Aufwertungsstrategien. Ausgangspunkt in der Gruppe Neuffen1 ist dabei folgende Feststellung:

*„Ich find `s au ziemlich übertrieben, dass (...) manche Männer noch total in der (4) Vorstellung leben, dass Frauen irgendwie nur diese Tippsenarbeit machen können oder IRGENDWAS, wo se ihre Hände nich dreckig machen können. (...) Ich bin aber der Meinung Frauen können das genauso gut wie Männer (...) manchmal sogar besser wie Männer“ (Neuffen1, Z. 107-111).*

Hier findet einerseits eine Abgrenzung von der stereotypen Vorstellung statt, gemäß der der tendenzielle „Ausschluss“ von Frauen aus prestigeträchtigen Berufen insofern als gerechtfertigt erscheint, als dass Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit nicht über die hierfür notwendige Eignung zu verfügen scheinen. Analog hierzu grenzt sich die Gruppe von stereotypen Sichtweisen ab, nach denen Frauen per se allein den Anforderungen jener Berufe zu entsprechen scheinen, die als geringqualifiziert gelten und gesellschaftlich wenig anerkannt sind<sup>31</sup>. Wie in den Gruppen Esslingen (vgl. unter anderem Z. 257ff., 432f., 500-507), Reutlingen (vgl. Z. 296) und Gomadingen (vgl. unter anderem Z. 1616, 1656) schreiben auch die jungen Frauen aus der Gruppe Neuffen1 diese stereotypen Sichtweisen explizit (wenn auch nicht verallgemeinernd) Männern zu. Damit erscheinen diese als maßgeblich verantwortlich für bestehende Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt.

---

<sup>31</sup> Zur Aufwertung des Weiblichen konstruiert die Gruppe Neuffen1 im Folgenden unter Rückgriff auf stereotype Vorstellungen davon, wie Frauen und Männer sind, ein besonders hohes Passungsverhältnis zwischen Frauen und technischen Berufen (vgl. hierzu Kategorie I.)

Während einige Teilnehmerinnen aus der Gruppe Tübingen implizit bestätigend auf stereotype Vorstellungen rekurrieren, auf denen Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt aufbauen, grenzen sich andere umso stärker davon ab. Dies trifft insbesondere für Ina zu, die sich – ebenso wie Sandra (vgl. Z. 1509) – von „Frauen“-Berufen als schlecht bezahlt und wenig prestigeträchtig abgrenzt und diese entsprechend mit „Drecksarbeit“ vergleicht (Z. 555f; vgl. hierzu auch 1501-1505). In der Diskussion der Gruppe Tübingen hierzu zeigt sich, dass Gülcan, die sich in der Gruppendiskussion am stärksten bestätigend auf stereotype Vorstellung von „Frauen“-arbeit als geringqualifizierte Tätigkeiten bezieht, am wenigsten von den geringen Einkommen in „Frauen“-Berufen zu wissen scheint. Dem entsprechend zeigt sie sich hier sehr überrascht (vgl. Z. 1472-1509).

### **c. Kritisches Hinterfragen von Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt**

In der Gruppe Neuffen<sup>2</sup> besteht der Ausgangspunkt von Diskussionen zu Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt in der Frage, wie es zu erklären ist, dass das Ausüben eines geschlechtsuntypischen Berufes durch Frauen in der Regel negativer wahrgenommen zu werden scheint als umgekehrt (vgl. Z. 1144-1147, 1157ff., 1163f.). Zur Erklärung hierzu führt die Gruppe verbreitete stereotype Vorstellungen an, gemäß denen sowohl „Frauen“- und „Männer“-Berufe als auch „weibliche“ und „männliche“ Kompetenzprofile in Bezug auf Beruf zueinander in einem hierarchischen Verhältnis stehen:

*„Ich denk au, viele Männer sin der Meinung, dass die (..) halt au den Beruf von Frauen machen können, weil des halt, die denken halt, ja (.) des isch nich so anstrengend oder so! Des isch praktisch so (..) viel leichter prakt, so wie ähm (..) `n Beruf in der Werkstatt oder so! Und deswegen sind die halt der Meinung, ja, (..) des würd ich au packen oder so. (..) Und deswegen denk ich halt, isch des halt grad so, dass halt, wenn `ne Frau `n Männerberuf machen will, dass da (..) viel mehr draus gmacht wird praktisch, also dass da drüber gredet wird und so, wie wenn `n Mann (.) `n Frauenberuf macht“ (Neuffen<sup>2</sup>, Z. 1169-1175).*

Damit sind die Teilnehmerinnen der Gruppe Neuffen<sup>2</sup> die einzigen, die sich in den Gruppendiskussionen nicht allein über konstatierte Geschlechterhierarchien am Arbeitsmarkt beklagen oder sich davon abgrenzen. Stattdessen wird hier ein Schritt weitergegangen und nach den Hintergründen diesbezüglich gefragt. Dabei wird Geschlecht nicht relevant gesetzt und Stereotype in Bezug auf Beruf und Geschlecht (wie die tradierte Vorstellung von Berufseignung als geschlechtsspezifisch) damit zu reproduziert, sondern vielmehr dekonstruiert.

#### **4.4. Weiblichkeit und „Männer“-Berufe – selbstverständlich oder unvorstellbar?**

Wie in den Dimensionen zur ersten Kategorie herausgearbeitet wurde, scheint Beruf und Geschlecht in den Normalitätsvorstellungen eines Großteils der Teilnehmerinnen eng miteinander verknüpft zu sein. Besonders deutlich zeigt sich dies darin, dass viele Teilnehmerinnen im Rahmen der eigenen Positionierung gegenüber männlich konnotierten technischen Berufen auf Stereotype von Beruf und Geschlecht Bezug zu nehmen scheinen, um sich als weiblich darzustellen. In dieser Kategorie geht es explizit um die Frage, inwieweit und auf welche Art und Weise die jungen Frauen in den einzelnen Gruppen die Ausübung geschlechts(un)typischer Berufe in Zusammenhang mit Weiblichkeit bzw. Männlichkeit bringen.

##### ***a. Ausüben männlich konnotierter Tätigkeiten als Abweichen von Weiblichkeitsnormen***

Von der Mehrheit der Teilnehmerinnen aus der Gruppe Neuffen<sup>2</sup> werden berufsdeviante Frauen zunächst verhältnismäßig stark als Abweichlerinnen von Weiblichkeitsnormen dargestellt. In dieser Gruppe finden ausgiebige Diskussionen zu der Frage statt, was es für Frauen sind, die den Wunsch haben, in einem gegengeschlechtlichen Beruf tätig zu sein. Dies weist bereits darauf hin, dass die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen im Relevanzsystem dieser Gruppe insgesamt einen sehr hohen Stellenwert einzunehmen scheint. Allein Christine, die, wie sich später herausstellt, selbst Interesse an technischen Berufen hat, setzt zur Beantwortung der Frage nach Berufswahlmotiven berufsdevianter Frauen Geschlecht irrelevant (*„Vielleicht hat se `s au als Hobby oder so“*, Neuffen<sup>2</sup>, Z. 275). Alle anderen Teilnehmerinnen, die sich hierzu äußern, scheinen die stereotype Sichtweise zu teilen, dass diese Frauen zum einen von Weiblichkeitsnormen abweichen, indem sie „Männer“-Berufe nicht als „schmutzig“ ablehnen (vgl. Z. 253ff.). Zum anderen – so die Vermutung – scheinen sich berufsdeviante Frauen von Frauen in geschlechtstypischen Berufen darin zu unterscheiden, dass sie tendenziell über eine überdurchschnittliche Körperkraft zu verfügen scheinen (vgl. Z. 270f.). Dieser Argumentationslinie folgend, gelangt die Gruppe zu dem Schluss, dass in gegengeschlechtlichen Berufen tätige Frauen diejenigen zu sein scheinen, die *„eher halt so bissle jungsmäßig oder mit Jungs abhängig[en] oder so (lacht) (4). Wo halt net so weiblich [sind]“* (Z. 270-273). Dabei erscheint es tendenziell auch als nicht der



Normalität entsprechend, wenn Mädchen oder jung Frauen ihre Freizeit auch bzw. vornehmlich mit Angehörigen der „anderen“ Geschlechtsgruppe zu verbringen.

Weitgehend geteilt wird in dieser Gruppe somit die stereotype Annahme, dass Frauen in „Männer“-Berufen vergleichsweise dem entsprechen, wie Frauen normalerweise sind. Hierauf aufbauend wird im weiteren Diskussionsverlauf eher beiläufig die These aufgestellt, geschlechtsuntypische Berufswünsche könnten auch Ausdruck davon sein, dass den entsprechenden Frauen die Entwicklung einer Geschlechtsidentität, die zur eigenen Geschlechtszugehörigkeit passt, nicht gelungen ist:

*„Ich denk, des isch also (.) zur Zeit isch des, also (.) früher war des ja dann eher so, dass es solche waren, die dann vielleicht au (..) nur mit Jungs abhänge sin oder was weiß ich was, wo vielleicht au lieber n Junge sein wollten oder so. Aber ich denk, jetzt grad isch `s au so, dass au viele, die au so auf ihr Aussehen achten und so und (.) au eigentlich so `n bisschen (.) Prinzessin sin oder so (.), des trotzdem au machen, weil `s irgendwie denne so, einfach Spaß macht oder so. Weil se halt dann (.) Abwechslung zu ihrem (.) Alltag ham, deswegen.“ (Z. 288-294).*

Auch in der expliziten Betonung, dass berufsdeviante Frauen durchaus großen Wert auf ihr äußeres Erscheinungsbild legen können, deutet sich eine hohe Orientierung an stereotypen Vorstellungen an, angesichts denen die Vereinbarkeit von „Männer“-Berufen und Weiblichkeit in der Regel als fraglich erscheint. Diese zeigt sich schließlich darin, dass drei der sechs Teilnehmerinnen aus dieser Gruppe in ihrer Abgrenzung von technischen Berufen thematisieren, dass für sie Weiblichkeit mit „Männer“-Berufen wenig kompatibel erscheint (vgl. Z. 351-356, 868-871). Analog hierzu stellt eine dieser drei Teilnehmerinnen die These auf, dass insbesondere geschlechtsuntypische Berufswahlen von Frauen, die optisch von tradierten Weiblichkeitsnormen in keiner Weise abzuweichen scheinen, durch äußere Umstände wie Lehrstellenmangel tendenziell erzwungen worden sein könnte (vgl. Z. 875-879).

Auch die jungen Frauen aus der Gruppe Gomadingen scheinen – analog zu Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht – das Verhältnis von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen als tendenziell konfliktreich zu begreifen. Zu der Frage, wie die numerische Unterrepräsentanz von Frauen in männlich konnotierten Berufen zu Stande kommt, ergibt sich das folgende Gespräch:

*Jessica: Ha, na musch da rumsäge (..) und na brechet d Fingernägel ab.*

*Annika: Und der Gestank und alles. (...) Guck mal, in `nem, in `nem Friseursalon, oder oder Kosmetiksalon, da siehsch au überwiegend Fraue un koi Männer*

*Jessica: Ja, aber sobald*

*Annika: Na sind se schwul! (Z. 143-150)*

Die Gruppe nimmt hier bestätigend Bezug auf stereotype Vorstellungen, nach denen Frauen und Männer den Anforderungen und Bedingungen in gegengeschlechtlichen Berufen qua Geschlechtszugehörigkeit nicht entsprechen. Dabei erscheinen sowohl Tätigkeiten als auch Arbeitsbedingungen und Räume als vergeschlechtlicht.

Die starke assoziative Verknüpfung zwischen Beruf und Geschlecht zeigt sich hier vor allem auch darin, dass sich auf Männer in geschlechtsuntypischen Berufen hier nicht nur als Abweichler von Männlichkeitsnormen, sondern darüber hinaus auch als Abweichler der Heteronormativität bezogen wird.

In der Gruppe Böblingen wird die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen lediglich indirekt angesprochen. Auch die Mehrheit der jungen Frauen aus dieser Gruppe scheint Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen stereotyp als Abweichlerinnen von Weiblichkeitsnormen zu betrachten. Zum einen deutet sich dies in sehr verhaltenen und tendenziell negativ konnotierten Reaktionen auf die Erzählung der geschlechtsuntypischen Berufswünsche einer Mitschülerin an (*„Ah ja, das passt ja zu ihr!“*, Z.333). Eine Orientierung der Gruppe an der stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen zeigt sich zum anderen in der Gegenüberstellung darin tätiger Frauen mit jenen, die sich in übertriebener Weise an stereotypen Weiblichkeitsnormen orientieren und technische Berufe entsprechend als „schmutzig“ ablehnen (vgl. Z. 431-478).

In der Gruppe Entringen wird die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen nur beiläufig und allein von Maria angesprochen:

*„Die meisten Mädchen mögen ja eher nicht so Berufe, wo man sich schmutzig macht. So mit Öl und so. (...) Ich weiß nicht. Mir würde so was anderes eher besser gefallen. Weiß nicht. Zum Beispiel Krankenschwester, Ärztin, so was“* (Z. 1990- 1997).

Die stereotype Vorstellung einer hohen Orientierung von Frauen an Sauberkeit wird hier implizit zum Berufswahlkriterium erhoben. Damit einhergehend nimmt Maria implizit bestätigend Bezug auf die Vorstellung, allein „Männer“-Berufe und (und diese grundsätzlich) würden sich durch schmutzige Arbeit auszeichnen.

In ähnlicher Weise wie Maria erhebt auch Claudia aus der Gruppe Esslingen die Frage, inwieweit Berufe mit Weiblichkeit kompatibel erscheinen, zum Berufswahlkriterium.

Dabei bezieht sie sich auf die antizipierte Möglichkeit im Beruf die eigene Geschlechtszugehörigkeit symbolisch darstellen zu können (vgl. Z. 265-272). In „Männer“-Berufen scheint diese Möglichkeit laut Claudia nicht gegeben. Hierzu führt sie sowohl Arbeitsbedingungen Z. 271, 1038-1043), die dort übliche Arbeitskleidung

(Z. 896), als auch die Zusammenarbeit vornehmlich bzw. ausschließlich mit Männern an (Z.161). Dass Claudia Frauen in „Männer“-Berufen tendenziell als Abweichlerinnen von Weiblichkeitsnormen betrachtet, zeigt sich unter anderem in ihrer Sichtweise, dass in berufsdevianten Frauen im übertragenen Sinne ein Mann steckt (vgl. Z. 241f.). Die anderen Teilnehmerinnen äußern sich zu dieser Thematik nicht.

In der Gruppe Tübingen wird die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen nur an einer Stelle eher beiläufig angesprochen: Als die Gruppe bestätigend auf das Modell der traditionellen Arbeitsteilung rekurriert, nach der Frauen primär für Hausarbeit und Familie, Männer dagegen für außerhäusliche Berufsarbeit zuständig sind, kommt es hinsichtlich der Vorstellung eines Rollentausches, zu folgender Äußerung: *„Ja, weißte, so irgendwie voll (.) ding äh, der Mann so wie Frau und die Frau so wie Mann. So (..) bestimmt alles!“* (Tübingen, Z.352). Eine Lesart diesbezüglich ist, dass die Gruppe hier von der stereotypen Vorstellung ausgeht, die Ausübung geschlechtlich konnotierter Tätigkeiten sei gekoppelt an ein Bündel von Eigenschaften und Verhaltensweisen derselben geschlechtlichen Konnotation. Demnach würden Frauen, die männlich konnotierte Berufe ausüben quasi automatisch auch männlich konnotierte Eigenschaften und Verhaltensweisen annehmen und in der Folge Weiblichkeitsvorstellungen weniger entsprechen als Frauen in weiblich konnotierten Berufen. Inwiefern diese These zutrifft bleibt jedoch offen, da die Gruppe diese nicht aufgreift und im weiteren Diskussionsverlauf hierauf nicht mehr zu sprechen kommt.

#### ***b. Ambivalente Orientierungen in Bezug auf stereotype Vorstellungen einer Unvereinbarkeit von „Männer“-Berufen und Weiblichkeit***

Im Unterschied zu den Gruppen bzw. einzelnen Teilnehmerinnen aus den Gruppen Entringen, Esslingen, Böblingen, Gomadingen und Tübingen grenzen sich die Gruppe Neuffen1 sowie ein Teil der Gruppe Reutlingen von der stereotypen Vorstellung einer Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen ab. Diese Vorstellung selbst wird hier zum Diskussionsgegenstand erhoben.

In der Gruppe Neuffen1 stellt der Ausgangspunkt der Diskussion hierzu der Erfahrungsbericht der Verwandten einer Teilnehmerin dar, die einen technischen Beruf ausübt:

*„Ich hab `s halt au oft mitbekommen. `S gibt zum Beispiel auch in unserer Familie eine die so (.) aus der Reihe tanzt. Und, ähm (.) da sind halt (.) is (.) macht auch Kfz und (...)*

*die ganzen Männer da (.), die denken halt, dass wär (..) so `n, so `n Mannsweib. Also (.) nich wirklich Frau, sondern (..) so (.) halb Mann oder so“ (Neuffen1, Z. 210-213).*

Von dieser Stigmatisierungspraxis grenzt sich die Gruppe sehr stark ab („*Und des find ich ziemlich ungerecht, weil (.) wieso dürfen des Frauen nich auch?*“ Neuffen1, Z. 226).

Dennoch gibt es Hinweise darauf, dass das Ausüben eines geschlechtsuntypischen Berufes hier nicht als selbstverständlich, sondern dennoch als tendenzielle Abweichung von der Normalität betrachtet zu werden scheint. Dies deutet sich unter anderem in der mehrfachen Betonung an, dass die Beschäftigung mit geschlechtsuntypischen Tätigkeiten – ganz gleich ob beruflich oder privat – „*nix Schlimmes*“ (Z. 184) sei. Wie die Gruppe Neuffen1 bezieht sich auch die Gruppe Reutlingen kritisch auf Stigmatisierungen berufsdevianter Frauen als unweiblich: „*Was halt oft auch `n Problem isch, wemma in, in (..) in (lacht) [...] Mechatroniker oder so. Wemmer so halt arbeitet dann, und als Frau, dann ähm wird mer halt auch gleich als, als halber Mann oder so abgestempelt. [Passiert auch mal*“ (Z. 689-694). Während sich Maria und Michaela hiervon sehr stark und in ironisch überspitzter Weise abgrenzen („*Als ob du dir dann in den Schritt greifst oder so*“, Z. 704), kritisiert auch Daniela diese Zuschreibungen als nicht gerechtfertigt. Gleichzeitig scheint sie selbst tendenziell davon auszugehen, dass Frauen in „Männer“-Berufen weniger dem entsprechen wie Frauen normalerweise sind (vgl. Z. 700ff.). Hierauf deutet ihre These hin, laut der sich berufsdeviante Frauen von Frauen in geschlechtstypischen Berufen darin unterscheiden, dass sie zum Teil über andere, das heißt männlich konnotierte, Interessen und in dem Sinne über „*`n paar männliche Züge*“ (Z. 701) verfügen. Weiterhin besondert auch sie – in derselben Weise wie die Gruppe Böblingen – Frauen in männlich konnotierten Berufen positiv, indem sie diesen Frauen gegenüberstellt, deren Orientierung an Weiblichkeitsnormen sie als übertrieben darstellt:

*„Die sind dann halt au manchmal (.) bissle lässiger und nich so wie jetzt (.) manche sind ja jetzt ganz oft: Ooooh! Und ganze Zeit schminken und ganze Zeit nachschminken und was weiß ich (.) und die sind halt vielleicht nich so“, Z. 214ff.).*

### **c. De-Konstruktion stereotyper Vorstellungen eines Zusammenhanges zwischen Berufen und Weiblichkeit bzw. Männlichkeit**

Auch in der Gruppe Neuffen2 werden Stigmatisierungen von Menschen, die einem geschlechtsuntypischen Beruf nachgehen, explizit zum Diskussionsgegenstand erhoben, was hier auch insofern am umfassendsten geschieht, als dass sowohl berufsdeviante Frauen als auch Männer in den Blick genommen werden. Ausgangspunkt diesbezüglich

ist die gemeinsame Feststellung, dass insbesondere Männern in geschlechtsuntypischen Berufen ein Abweichen von der Heteronormativität unterstellt wird (vgl. Z.1184-1188). Einhergehend damit werden auch stereotype Zuschreibungen thematisiert, nach denen Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen über einen „männlichen“ Habitus verfügen. Danach scheinen sie auch über das Berufliche hinaus geschlechtsuntypische Interessen zu pflegen und sich in ihrem Verhalten und Auftreten insgesamt wenig an Weiblichkeitsvorstellungen zu orientieren („*Entweder isch die eher so jungsmäßig drauf und privat tut se au (.) keine Ahnung, Fußball spielen oder so*“, Z. 1209-1211).

Aufbauend auf der Thematisierung dieser Zuschreibungen, versuchen die Teilnehmerinnen zu erklären, wie es kommt, dass berufsdeviante Frauen häufig als weniger „weiblich“ wahrgenommen zu werden scheinen:

„*Jaa. Also zum Beispiel, (.) ähm, weil mer von Männern, wenn man (.) an Männer denkt, denkt man ja au so, ja so handwerklich oder so. Aber (.) wenn die dann beim Friseur [oder so was arbeiten (...)] dann (lacht) ziehn die ja au net so, so, so sowas an oder so. Sondern richten sich ja au. (.) Oder die PASSEN sich halt an*“ (Z.1264-1267).

Danach passen sich im Beruf sowohl männliche als auch weibliche Minderheiten vor allem in ihrem äußeren Erscheinungsbild in der Regel der Mehrheit an. Insofern verbergen sie ihre Geschlechtszugehörigkeit und wirken in der Folge weniger weiblich bzw. männlich, sind es jedoch nicht. Indem sie auf diese Weise ihre Geschlechtszugehörigkeit gewissermaßen nach außen hin zu verbergen scheinen, wirken diese Männer und Frauen in der Folge weniger männlich bzw. weiblich, sind es aber nicht. Die Norm, sich im Beruf auf die beschriebene Weise der überrepräsentierten Geschlechtsgruppe anzupassen und die damit einhergehende Gefahr, Opfer von Stigmatisierungen als „unweiblich“, vor allem aber als „unmännlich“ zu werden, führt die Gruppe als ein wichtiges Motiv geschlechtstypischer Berufs“wahlen“ an:

*Fulya: Wenn jetzt `n Mann beim Friseur arbei, äh arbeiten würde, tut der nich so seine Männlichkeit zeigen. Weil, ähm, ja (.) oder wenn `ne Frau (.) im Männerberuf arbeitet (...) ja, (.) des is halt nich weiblich!*

*Ina: Ja, darum nehmen ja au die Männer (.) Männerberufe (kichert) (.) mehr (Z. 1229-1235).*

#### 4.5. Situation von Frauen in „Männer“- Berufen

In Bezug auf die Themen, die Gegenstand der vorangegangenen Kategorien sind, lassen sich sowohl Gemeinsamkeiten, vor allem jedoch auch Unterschiede in den Orientierungen der jungen Frauen feststellen. Auf die Frage nach der Situation von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen beziehen sich die Teilnehmerinnen, die sich hierzu äußern, dagegen stets auf sehr ähnlicher Art und Weise. Unterschiede diesbezüglich sind allein im Hinblick darauf zu konstatieren, welche Aspekte jeweils angesprochen werden, und wie weitgehend diese in den einzelnen Gruppen diskutiert werden. Dass die Situation von Frauen in „Männer“-Berufen in allen acht Gruppen thematisiert wird, deutet stark auf eine gruppenübergreifend hohe Relevanz dieses Thema für die jungen Frauen hin. Während die Situation von Frauen in „Männer“-Berufen in den Gruppen Böblingen, Entringen und Tübingen eher am Rande angesprochen wird, finden hierzu in allen anderen Gruppen intensive Diskussionen statt. Dies geschieht häufig im Zusammenhang mit der, in der NFM-Broschüre enthaltenen, personalisierten Berufsdarstellung, auf die sich oftmals wie folgt bezogen wird:

*„Find ich eigentlich schon gut. Auch die Bilder (..) wo man sieht, wie sie so rumschraubt und so (..) also, grad die Fragen, wo mer halt so denkt: ja, wie isses jetzt, wemmer als Mädchen in nem Männerberuf geht, wie fühlt man sich da? Und des wird halt da beschrieben. Des kammer so mitfühlen. Des find ich gut“ (Reutlingen, Z. 682-685).*

Die positive Resonanz auf personalisierte Berufsbeschreibungen gründet – wie in der Gruppe Reutlingen, so auch in den übrigen – offenbar in einem hohen Interesse der Teilnehmerinnen an der Sichtweise berufsdevianter Frauen selbst auf ihren Beruf. Relevant erscheint dabei insbesondere deren Gefühlslage, deren Erfahrungen im Beruf, die Reaktionen des sozialen Umfeldes auf die eigene Berufswahl und damit einhergehend der Umgang mit stereotypen Vorstellungen, die – so die Vermutung – von außen an diese Frauen herangetragen werden (vgl. hierzu auch Gomadingen, 363ff., 537ff.). Dieses Interesse weist deutlich darauf hin, dass die Situation von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen als eine besondere, und dabei als ungewöhnlich konfliktbelastet antizipiert wird.

Abgesehen von der Gruppe Tübingen kommt diesbezüglich in allen anderen explizit die Annahme zur Sprache, dass in männlich konnotierten Berufen tätige Männer insofern an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht orientiert sind, als dass sie Kolleginnen

eine Eignung für diese Berufe absprechen<sup>32</sup> („*Die Männer sagen ja immer: Jaaa, ihr seid zu schwach! Des könnt ihr nich!*“, Entringen, Z. 1480). In einem Großteil der Gruppen kommt weiterhin die Annahme zur Sprache, dass Frauen in männlich konnotierten Berufen qua Geschlechtszugehörigkeit nicht akzeptiert und gezielt ausgegrenzt würden. Als Marginalisierungsstrategien werden diesbezüglich geschlechtshomogene Allianz- bildung (Neuffen2, Z. 331f.), Mobbing (vgl. Gomadingen, Z. 1630-1634, 1613ff.) sowie ein Absprechen von Weiblichkeit genannt (vgl. Reutlingen, Z. 694-704). In Diskussionen hierzu findet häufig ein Bezug auf entsprechende Erfahrungsberichte befreundeter oder verwandter Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen statt (vgl. hierzu Esslingen 403ff., 424ff.; Neuffen1, Z. 210-222).

Das Absprechen von Weiblichkeit als eine Marginalisierungsstrategie erklärt sich die Gruppe Neuffen1, in der die Situation von Frauen in „Männer“-Berufen besonders intensiv diskutiert wird, folgendermaßen:

*Cecille: Ja, weil viele können `s wahrscheinlich besser wie die Männer (...) des hatte mer ja vorher au scho gsagt.*

*Anna: Ja, wahrscheinlich sin se dann so vom (.) ihr Ego so angegriffen, dass se dann immer gleich (..) irgendjemanden beleidigen müssen oder so was.*

*Cecille: Manche denken ja au, ähm "Hoo, jetzt kommt ne Frau!" und na wolln se halt des (.) besser machen wie die Frau (.) und wenn `s dann die Frau doch besser kann (..) [dann*

*Denise: is sie die Dumme! (Z. 231-245)*

Ausgehend von der Annahme, dass sich Männer primär über ihren Beruf und ihre Erfolge darin als „männlich“ definieren, wird hier die These aufgestellt, dass die Präsenz von Frauen in männlich konnotierten Berufen für Männer vor allem eine Bedrohung ihrer Männlichkeit bedeutet. Diese scheint umso größer je kompetenter und erfolgreicher Frauen in dem entsprechenden Beruf sind. Vor allem dann scheint auf Frauen mit Ausgrenzung reagiert zu werden. In diesem Kontext thematisieren die Teilnehmerinnen auch die Annahme, dass Frauen, die angesichts ihres Minderheitenstatus unter besonderer Beobachtung zu stehen scheinen, von vornherein Kompetenzen abgesprochen, bzw. diese nicht anerkannt werden und Fehler nachträglich entsprechend als Bestätigung dieser Zuschreibungen interpretiert werden („*Traut mer sich au gar nich`n Fehler zu machen, weil mer denkt halt so wieder, ja, Mädchen machen`s wieder falsch*“, Neuffen1, Z. 1154f.). Bezogen auf den Minderheitenstatus von Frauen in gegengeschlechtlichen

---

<sup>32</sup> vgl. hierzu Entringen, Z. 1243-1253, 1480-1491; Esslingen, Z. 240-248, 503ff.; Reutlingen, Z. 219f., 509-514; Gomadingen, Z. 1609-1617, Neuffen1, Z. 94-109; Neuffen2 Z.331f, Z. 395-405; Böblingen, Z. 1278-1287.

Berufen und die damit einhergehenden antizipierten Ausgrenzungen, distanzieren sich sowohl alle jungen Frauen aus der Gruppe Neuffen und ebenso viele Teilnehmerinnen aus anderen Gruppen sehr stark von technischen Berufen als männerdominiert.

Im Hinblick auf die Frage, wie Marginalisierungsstrategien in geschlechtsuntypischen Berufen umgangen werden können, stellen die Teilnehmerinnen aus der Gruppe Neuffen1 implizit die These auf, die Voraussetzung hierfür sei eine gewisse Vertrautheit mit einem „männlichen“ Habitus:

*„Ich kenn au so `n kleines Mädchen, die isch jetzt in der Grundschule. Aber die hat so viele Jungsfreunde, spielt Fußball, und macht da so voll viel mit Jungs eigentlich. (.) Ich denk, dass die au später eher mal so was machen wird. (..) Und ich denk, die wird sich da au besser zurecht finden wie mir jetzt so, wenn wir nur bei Jungs wären“, Neuffen1, Z. 1134-1138).*

Gegengeschlechtliche Freundschaften sowie das Ausüben männlich konnotierter Freizeitaktivitäten erscheinen hier als Voraussetzung dafür, sich in männerdominierten Berufen wohl zu fühlen und sich dort problemlos einfügen zu können.

Diese These taucht in ähnlicher Form auch in der Gruppe Neuffen2 auf. Dabei wird hier das Verfügen über vornehmlich gegengeschlechtliche Freundschaften sowie geschlechtsuntypische Hobbies sehr eindeutig als ein Abweichen von Weiblichkeitsnormen thematisiert (vgl. Neuffen2, Z. 270-282).

Besonders umfassend wird die Situation von Frauen in „Männer“-Berufen in der Gruppe Gomadingen diskutiert. Neben eventuell angewandten Marginalisierungsstrategien männlicher Kollegen kommt hier – ebenso wie in der Gruppe Reutlingen (vgl. Z. 601-604), Neuffen2 (vgl. Z. 370f.), Esslingen (vgl. 420ff.) und Tübingen (vgl. Z. 1823) – auch eine antizipierte Skepsis Vorgesetzter in diesen Berufen gegenüber Bewerberinnen zur Sprache. Damit wird in diesen Gruppen sehr stark davon ausgegangen, dass Vorgesetzte in männlich konnotierten Berufen an Stereotypen orientiert sind, nach denen Frauen per se für diese Berufe ungeeignet sind.

Unter Bezug auf ihre eigenen Erfahrungen bestätigt dies Betül. Als einzige der an technischen Berufen interessierten Teilnehmerinnen, hat sie sich von ihrem Berufswunsch Kfz-Mechatronikerin noch nicht abgewandt. Als Steffi und Claudias Betül eine besondere Durchsetzungsfähigkeit und damit eine Eignung für männlich konnotierte technische Berufe bescheinigen (vgl. Z. 414ff.), kommt es zu folgendem Dialog:

*Betül: Haha, gib mir `n Ausbildungsplatz!*

*Claudia: Such dir doch einen!*



*Betül: Ja, mach ich doch! (..) Aber die wollen keine Frauen! Oder (..) die wollen halt als Fahrzeuglackierer und so (Esslingen, Z. 417-421).*

Neben der Skepsis, die Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen – so die Annahme vieler Teilnehmerinnen – seitens der Kollegen und Vorgesetzten entgegengebracht wird, thematisieren die jungen Frauen aus der Gruppe Gomadingen diesbezüglich auch mögliche Vorbehalte seitens der Kunden:

*„Wemmer jetzt zum Beispiel in Autohaus sei Auto zum repariere gibt und dann isch da halt `ne Frau, na gucket auch manche (..) manche ziemlich komisch und dann so (..) „Oh Gott! Macht die des gut?“ (Gomadingen, Z. 164-169).*

In der Gruppe Böblingen, Reutlingen und Neuffen1 wird neben der Situation berufsdevianter Frauen auch die Situation junger Frauen mit geschlechtsuntypischen beruflichen Interessen thematisiert. Dass Tamara aus der Gruppe Böblingen diesbezüglich eine geringe soziale Akzeptanz des sozialen Umfeldes vermutet, zeigt sich darin, dass sie personalisierte Berufsbeschreibungen, die stereotypen Vorstellungen von „Männer“-Berufen nicht entsprechen, als Möglichkeit angeführt, sich den Rückhalt des sozialen Umfeldes hinsichtlich der eigenen Berufswünsche zu sichern:

*„Ja, vielleicht ermutigt `s dann auch, wenn man zum Beispiel jetzt, ich weiß ja nich, wie dann die Eltern, is, vielleicht, würden sagen „OH Gott! Nein! So `n Beruf is was für Männer!“ oder so. Und dann, (...) also so halt, ermutigen, dass man des dann doch macht, so (..) weil des ja dann (..) oder vielleicht auch den Eltern zeigt, dass es (..) nich nur Jungs, sondern auch Mädchen können“ (Böblingen, Z. 1271-1276).*

Die Wahrscheinlichkeit, dass Frauen mit geschlechtsuntypischen Berufswünschen im sozialen Umfeld auf Ablehnung stoßen können, wird vor allem in der Gruppe Reutlingen und dabei von Michaela so hoch eingeschätzt, dass diese als Normalität dargestellt wird (vgl. hierzu Z. 672ff.). Isabella, die ursprünglich Raumausstatterin werden wollte, bestätigt diese Annahme mit Bezug auf ihre persönliche Erfahrung:

*„Ja, und bei mir hat man halt auch gesagt (..) jaaaa, des äh (..) soll ich mir gleich aus `m Kopf schlagen (..) nicht nur wegen meim äh, wegen meiner (..) wegen meim Abschluss, sondern auch äh, weil des halt eher so (..) mmmh starke körperliche (..) Arbeit is und eher so (..) Männerarbeit und so was“ (Reutlingen, Z. 1660-1663).*

Die Gruppe Neuffen1 stellt diesbezüglich die These auf, dass sich Frauen aus Angst drohender Stigmatisierungen als unweiblich zum Teil nicht trauen, von geschlechtsuntypischen beruflichen Interessen zu erzählen (Z. 180f.).

Stereotype in Bezug auf Beruf und Geschlecht gibt auch ein Teil der Gruppe Tübingen als wichtiges Motiv für ein Ausweichen von Frauen gegenüber männlich konnotierten Berufen an:

*„Und dann, weil wemmer jetzt irgendwie kommt: Jaaa, des is nur `n Männerberuf! Frauen können des nich schaffen! Dann is man ja auch nich wirklich motiviert (.) und denkt man: Ach! Des kann ich ja gleich hinwerfen! Schaff ich ja eh nich! (..) Aber, wenn du jetzt die Geschichte (..) ähm, von so `ner Frau durchliest, die `s wirklich zu was gebracht hat, dann denkst du auch: Boah, ja! Ich könnt genauso werden wie sie! Ich könnt `s auch zu was bringen! Und dann versuchst du `s einfach mal!“ (Tübingen, Z. 1249-1254).*

Ähnlich wie in der Gruppe Tübingen wird auch in anderen Gruppen das geschilderte Zurückschrecken von Frauen vor gegengeschlechtlichen Berufen als verständlich und nachvollziehbar thematisiert. In diesem Zusammenhang wird positiven Erfahrungsberichten von berufsdevianten Frauen häufig eine ermutigende und damit wichtige Funktion in der Berufsfindung zugeschrieben.

Jeweils ein Teil der Gruppen Böblingen (vgl. Z. 1723-1758), Reutlingen (vgl. Z. 810ff., 1603-1610) und Gomadingen (vgl. Z. 82f) bezieht sich in Diskussionen hierzu sehr stark auf das Ideal autonomer Berufs“wahlen“. Diesem zufolge sollte negativen Sichtweisen anderer im Hinblick auf die eigenen Berufswünsche keine Beachtung geschenkt werden. Auch angesichts drohender Ausgrenzung im sozialen Umfeld, im Beruf und, wie dies in Reutlingen betont wird, auch angesichts schlechter Arbeitsbedingungen oder einem geringen Einkommen, gilt es demnach allein dem eigenen beruflichen Interesse, bzw. der „Liebe“ zum Beruf die höchste Priorität einzuräumen. Damit wird Berufs“wahl“ von diesen jungen Frauen stark idealisiert und einseitig zur Gefühlsangelegenheit erhoben (vgl. Reutlingen, Z. 709-812).

## 5. Schlussdiskussion

Ausgangsfragestellung der vorliegenden Untersuchung ist die Frage nach übergeordneten Mustern in den Orientierungen junger Frauen in der Berufsfindung hinsichtlich Beruf und Geschlecht gewesen. Diese umfasst die folgenden untergeordneten Fragestellungen, die untereinander in engem Zusammenhang stehen: Welches Verständnis besteht von männlich und weiblich konnotierten Berufen sowie von der geschlechtlichen Segregation am Arbeitsmarkt und wie wird damit umgegangen? Und: In welchem Verhältnis zu kulturellen Leitbildern hinsichtlich der Frage, wie Frauen "sind", steht das eigene Selbstverständnis sowie die Selbstdarstellung in Bezug auf Beruf?

Im Hinblick auf die Untersuchungsfrage ist zunächst als ein zentraler Punkt festzuhalten: Die empirischen Befunde dieser Untersuchung stützen die in der öffentlichen Debatte häufig kursierende These, geschlechtstypische Berufswahlen junger Frauen seien primär in einer grundsätzlichen Technikdistanz von Mädchen begründet, **nicht**. Denn in nahezu jeder Gruppe findet sich zumindest eine junge Frau, die angibt, Interesse an technischen Berufen zu haben. Zudem berichten viele Teilnehmerinnen von Erfahrungen im technischen Bereich, die sie im Rahmen des schulischen Technikunterrichts, während schulbezogener Praktika, beim „Girl`s Day“ oder aber in der Freizeit auf eigene Initiative hin gesammelt haben und auf die sie häufig positiv beziehen.

Das zweite zentrale Ergebnis ist jedoch, dass diese positiven Erfahrungen, insbesondere ein Interesse an technischen Berufen, weniger oft zur Sprache kommen: Häufig werden sie lange zurückgehalten, teils schnell wieder revidiert oder relativiert und insgesamt sehr zögerlich und vage geäußert. Geschlechtsuntypische berufliche Interessen werden gruppenübergreifend sowohl von den entsprechenden Teilnehmerinnen selbst als auch von der Gruppe insgesamt als stark legitimationsbedürftig angesehen. Entsprechend dominieren in den Diskussionen (zumindest anfangs) in der Regel diejenigen jungen Frauen, die technischen bzw. männlich konnotierten Berufen insgesamt vergleichsweise ablehnend gegenüberstehen. An diesem Punkt kommen Stereotype von Beruf und Geschlecht ins Spiel, zu denen gruppenübergreifend ein umfassendes Wissen besteht. Zudem kommt stereotypen Vorstellungen von Beruf und Geschlecht im Erfahrungsraum aller Gruppen eine hohe Bedeutung zu, was sich darin zeigt, dass sie gruppenübergreifend als zentrale Bezugspunkte in den Diskussionen dienen. Dies gilt insbesondere für Positionierungen gegenüber männlich konnotierten Berufen auf normativer, noch stärker

aber auf individueller Ebene: Im Zuge ihrer Abgrenzung von „Männer“-Berufen kokettieren die Teilnehmerinnen sehr häufig damit, stereotypen Vorstellungen davon, wie Frauen „normalerweise sind“, zu entsprechen. Darüber hinaus ist auch bei Teilnehmerinnen, die ein Interesse an gegengeschlechtlichen Berufen angeben, ein Bemühen darum sichtbar, sich als konform zu stereotypen Vorstellungen von Weiblichkeit darzustellen.

Dies scheint die vor allem in konstruktivistischen Ansätzen vertretene These zu stützen, dass Berufswahl für die Betroffenen weitaus mehr als „nur“ eine Entscheidung für den künftigen Beruf darstellt und darüber hinaus auch stark die Frage nach der eigenen Geschlechtsidentität berührt. Entsprechend wird die Frage, inwiefern Weiblichkeit mit der Ausübung eines männlich konnotierten Berufes vereinbar ist, in sieben von acht Gruppen sehr stark thematisiert und nimmt demnach im Relevanzsystem nahezu aller Gruppen – unabhängig von der besuchten Schulart sowie des sozialräumlichen Hintergrundes – einen sehr hohen Stellenwert ein. In Diskussionen zur Vereinbarkeit von Weiblichkeit mit der Ausübung eines männlich konnotierten Berufes bezieht sich mehr als die Hälfte der Gruppen auf berufsdeviante Frauen als Abweichterinnen von Weiblichkeitsnormen und nimmt damit bestätigend auf Stereotype von Beruf und Geschlecht Bezug. Zudem wird die Frage, inwieweit ein Beruf mit Weiblichkeit (im tradierten Sinne) vereinbar ist und sich zur symbolischen Darstellung von Weiblichkeit eignet, vereinzelt zum Berufswahlkriterium erhoben. Demgegenüber grenzen sich die Teilnehmerinnen in drei von acht Gruppen explizit von Stigmatisierungen berufsdevianter Frauen als unweiblich ab. Dass sowohl Frauen als auch Männern, die einen geschlechtsuntypischen Beruf ausüben, häufig ein Abweichen von der Heteronormativität zugeschrieben wird, kommt lediglich in zwei Gruppen zur Sprache. Dabei deutet das Verhalten der Teilnehmerinnen in einer der beiden Gruppen deutlich darauf hin, dass hier ein Tabuthema angesprochen wird. Im Zusammenhang mit der Thematisierung von Stigmatisierungsprozessen von Frauen in "Männer"-Berufen als unweiblich, wird in der Mehrheit der Gruppen die These aufgestellt, junge Frauen würden nicht nur vor der tatsächlichen Entscheidung für einen gegengeschlechtlichen Beruf, sondern bereits vor der Preisgabe eines Interesses hierfür zurückschrecken. Begründet wird dies mit drohenden negativen, ablehnenden Reaktionen aus dem sozialen Umfeld.

Ein weiteres, gruppenübergreifend zentrales Thema innerhalb der Diskussionen stellt die Situation von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen dar. Dabei erinnern die

geäußerten Vorstellungen hinsichtlich der Frage, wodurch sich diese Situation auszeichnet, sehr stark an jene drei Konstellationen, die Kanter (1977) in ihrem „Tokenism“-Konzept beschreibt: *Visibilität*, *Polarisierung* und *Assimilation*. Erstens wird in allen Gruppen, in denen die Situation von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen ein Thema ist, bestätigend auf die Annahme Bezug genommen, dass Frauen in „Männer“-Berufen grundsätzlich weniger als „Berufsmenschen“, sondern in erster Linie als Repräsentantinnen ihrer Geschlechtsgruppe wahrgenommen und behandelt und in der Folge in ihren beruflichen Leistungen nicht anerkannt werden. Frauen, so sind sich die Teilnehmerinnen gruppensübergreifend einig, stehen in „Männer“-Berufen aufgrund ihres Minderheitenstatus qua Geschlecht besonders im Fokus. Das heißt, dass deren berufliches Handeln von männlichen Kollegen häufig nur insofern wahrgenommen wird, als dass es stereotypen Vorstellungen davon entspricht, wie Frauen „sind“. Diesbezüglich angeführt werden primär technische Inkompetenz, die mit einer geschlechtsspezifischen Körperlichkeit einhergehende Unfähigkeit zur Übernahme physisch anstrengender Tätigkeiten sowie eine grundsätzlich ungenügende Arbeitsbereitschaft, die aus der „typisch weiblichen“ hohen Orientierung an Reinlichkeit und Schönheit resultiert. Ein Großteil der Gruppen geht weiterhin davon aus, dass Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen Gefahr laufen, Marginalisierungsstrategien ausgesetzt zu werden. Diese können, so die Annahme, von geschlechtshomogener Allianzbildung männlicher Kollegen über Stigmatisierungen als unweiblich bis hin zu Mobbing reichen. Ferner können diese der männlichen Mehrheit zur Abgrenzung von der weiblichen Minderheit dienen, die qua Geschlechtszugehörigkeit nicht akzeptiert wird. In zwei Gruppen wird zudem die These aufgestellt, dass die, auf das äußere Erscheinungsbild bezogene, Anpassung einer Minderheit an die Mehrheit sowohl als informelle Norm als auch als Voraussetzung dafür gilt, in gegengeschlechtlichen Berufen akzeptiert zu werden.

Auch darin, dass die Frage nach der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und „Männer“-Berufen einerseits und die gruppensübergreifend als stark problematisch antizipierte Situation berufsdevianter Frauen andererseits die beiden Themen darstellen, denen in den Gruppendiskussionen insgesamt am intensivsten und umfassendsten diskutiert werden, zeigt sich, dass Beruf und Geschlecht in den Normalitätsvorstellungen der Gruppen sehr eng miteinander verknüpft sind. Dabei weist der empirische Befund, dass sich die große Mehrheit der Teilnehmerinnen von technischen Berufen als männerdominiert und/oder als „männlich“ abgrenzt, deutlich darauf hin, dass Präferenzen junger Frauen für

geschlechtstypische Berufe gerade **nicht** als Ausdruck einer häufig angenommenen Technikdistanz zu interpretieren sind.

Im Vergleich zur "Vereinbarkeit von Weiblichkeit mit "Männer"-Berufen" und der "Situation von Frauen in gegengeschlechtlichen Berufen" stellen "Geschlechterungleichheiten am Arbeitsmarkt" ein Thema dar, das deutlich weniger intensiv diskutiert wird und oftmals eher beiläufig zur Sprache kommt. Dennoch nimmt auch die Geschlechterhierarchie in der Arbeitswelt im Relevanzsystem der Gruppen insgesamt ein hoher Stellenwert ein und der Großteil der Teilnehmerinnen verfügt über ein entsprechendes Bewusstsein diesbezüglich. Bestätigend auf die stereotype Vorstellung einer unterschiedlichen Wertigkeit von „Frauen“- und „Männer“-Arbeit bzw. den damit verbundenen Qualifikationsprofilen beziehen sich einzelne Teilnehmerinnen aus lediglich zwei Gruppen bestätigend. Dabei wird in beiden Fällen mit weiblich konnotierter Arbeit sympathisiert. Demgegenüber wird die Geringschätzung von „Frauen“-Arbeit sowie von weiblicher Arbeitskraft in der Berufswelt in mehr als der Hälfte der Gruppen problematisiert. Die Teilnehmerinnen beziehen sich hierbei zumeist auf das geringe Sozialprestige von „Frauen“-Berufen sowie auf die stereotype Vorstellung, gemäß der weiblich konnotierte Berufe per se als weniger anspruchsvoll und qualifiziert gelten. Zudem wird häufig die stereotype Praxis, nach der Frauen qua Geschlechtszugehörigkeit Kompetenzen für männlich konnotierte und damit prestigeträchtigere Berufe abgesprochen wird, als nicht gerechtfertigt angeprangert. In diesem Zusammenhang machen mehrere Gruppen ihre Antizipation schlechterer Zugangschancen von Frauen zu männlich konnotierten Berufen explizit.

Das Wissen um die strukturell angelegten Nachteile in „Frauen“-Berufen scheint in den Gruppen insgesamt eher gering ausgeprägt. So werden lediglich in einer Gruppe die für „Frauen“-Berufe typischen geringen Einkommen angesprochen. Die für weiblich segregierte Berufe ebenfalls typischen, vergleichsweise schlechten Aufstiegs- und Weiterbildungsmöglichkeiten kommen dagegen in keiner Gruppe zur Sprache.

Vor allem in Diskussion über Geschlechterungleichheiten am Arbeitsmarkt zeigt sich eine häufig ambivalente Orientierung von Teilnehmerinnen an Stereotypen in Bezug auf Beruf und Geschlecht. Beispielsweise findet einerseits häufig eine Abgrenzung von stereotypen Vorstellungen geschlechtsspezifischer Berufseignung als Abwertung des Weiblichen auf dem Arbeitsmarkt statt. Andererseits beziehen sich mehrere Gruppen im weiteren Diskussionsverlauf bestätigend auf dieselben stereotypen Vorstellungen. Teils

verfängt sich die Argumentation bei Versuchen, Vorstellungen einer geschlechtsspezifischen Berufseignung zu widerlegen gerade in jenen Stereotypen, die die Grundlage dieser Vorstellungen bilden. Nur einer Gruppe gelingt es schlussendlich, Geschlechterungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt zu erklären, ohne dabei selbst die stereotype Vorstellung zu reproduzieren, dass sich Menschen qua Geschlechtszugehörigkeit grundsätzlich und damit auch in Bezug auf ihre Berufseignung voneinander unterscheiden. Bemerkenswert ist hierbei, dass es sich bei dieser Gruppe um diejenige handelt, die zu Diskussionsbeginn mit am stärksten bestätigend auf Stereotype im Hinblick auf Beruf und Geschlecht rekurriert.

## Literatur

- Achatz, Juliane (2005): Geschlechtersegregation im Arbeitsmarkt. In: Abraham, Martin/ Hinz, Thomas (Hrsg.): *Arbeitsmarktsoziologie. Probleme, Theorien empirische Befunde*. Wiesbaden: S. 263-302.
- Agentur für Gleichstellung im ESF (Hrsg.) (2010): *Junge Frauen und Männer im Übergang von der Schule in den Beruf*. Berlin
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth/ Ostner, Ilona (1977): Der Gegensatz von Beruf und Hausarbeit als Konstitutionsbedingung weiblichen Arbeitsvermögens. In: Beck, Ulrich/ Brater, Michael (Hrsg.): *Die soziale Konstitution der Berufe. Materialien zu einer subjektbezogenen Theorie der Berufe*. Band 2. Frankfurt: S. 25-54.
- Becker-Schmidt, Regina (2003): Umbrüche in Arbeitsbiografien von Frauen. Regionale Konstellationen und globale Entwicklungen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz*. Münster: S. 101-132.
- Ebd. (1987): Die doppelte Vergesellschaftung, die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Wagner, Ina/ Unterkircher, Lilo (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*. Wien: S. 10-25.
- Ebd. (1980): Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen in Fabrik und Familie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32. Jg. Heft 4, S. 705-725.
- Beer, Ursula (1990): *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt: S. 192-229.
- Bundesinstitut für Berufliche Bildung (BIBB) (2009): *Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2009. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung*. Bonn.
- Blossfeld, Hans-Peter (1987): Labor-market entry and the sexual segregation of careers in the Federal Republic of Germany. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 93 No.1, S. 89-118.
- Bohnsack, Ralf (2007): *Rekonstruktive Sozialforschung. Eine Einführung in qualitative Methoden*. 6. Aufl.. Opladen.
- Ebd. (2005): Gruppendiskussion. In: Flick, Uwe/ Kardoff, Ernst v./ Steinke, Ines (Hrsg.) (2005): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 4. Aufl.: S. 369-383.
- Ebd./ Schäffer, Burkhard: Gruppendiskussionsverfahren. In: Hug, Theo (2001): *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?* Band 3: Einführung in die Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften. Hohengehren: S. 324-421.
- Born, Claudia (2000): Erstausbildung und weiblicher Lebenslauf. Was (nicht nur) junge Frauen bezüglich der Berufswahl wissen sollten. In: Heinz, Walter R. (Hrsg.): *Übergänge. Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebensverlaufs. Beiheft 3 der Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE)*. Weinheim: S. 50-66.
- Collinson, David L./ Knights, David / Collinson, Margaret (1990): *Managing to Discriminate*. London.



- Connel, Robert, W. (1987): *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Cambridge.
- Cornelißen, Waltraud (2005) (Hrsg.): *Gender-Datenreport. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin.
- Ebel, Heinrich (1990): Hausarbeit als Problem gegenwärtiger Lebensführung. In: Happ, Doris/ Wiegand, Ulrich (Hrsg.): *Frauen im Trend. Beruf – Bildung – Bewußtsein*. München: S. 23-33.
- Faltermaier, Toni/ Mayring, Philipp/ Saup, Winfried/ Strehmel, Petra (1992): *Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters*. Stuttgart.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (1990): Veränderte Werteorientierungen – verändertes Berufsbewußtsein. In: Happ, Doris/ Wiegand, Ulrich (Hrsg.): *Frauen im Trend. Beruf – Bildung – Bewußtsein*. München: S. 34-44.
- Frevert, Ute (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann“. *Geschlechterdifferenzen in der Moderne*. München.
- Ebd. (1986): *Frauen-Geschichte zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*. 1.Aufl. Frankfurt.
- Fritzsche, Yvonne/ Münchmeier, Richard (2000): Mädchen und Jungen. Ausgangslage – Ergebnisse – Zusammenfassung. In: Deutsche Shell (Hrsg.): *Jugend 2010*. Band 1. Opladen: S. 343-348.
- Gildemeister, Regine/ Robert, Günther (2008): *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie*. 1. Aufl.. Wiesbaden.
- Ebd./ Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika (Hrsg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg: S. 201-254.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: S. 363-393.
- Heintz, Bettina/ Nadai, Eva/ Fischer, Regula/ Ummel, Hannes (1997): *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): *Geschlechtersozilogie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41*, S. 208- 236.
- Ders. (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46 Jg. Heft 4, S 668-692.
- Jacobs, Jerry A. (1993): Theoretical and measurement issues in the study of sex segregation in the workplace: Research note. In: *European Sociological Review*, Vol. 9, S.325-330.
- Ebd. (1989): *Revolving doors. Sex segregation and women`s careers*. Stanford.

- Jurczyk, Karin (1993): Flexibilisierung für wen? Zum Zusammenhang von Arbeitszeiten und Geschlechterverhältnissen. In: Jurczyk, Karin/ Rerrich, Maria S. (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg: S. 346-374.
- Kanter, Rosabeth M. (1977a): *Men and Women of the Corporation*. New York.
- Kanter, Rosabeth M. (1977b): Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 82 No. 5, S. 965-990.
- Keddi, Barbara/ Pfeil, Patricia/ Strehmel, Petra/ Wittmann, Svendy (1999): *Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe*. Opladen.
- Krüger, Helga (2000): *Unterschiedliche Lebenswelten von Mädchen und Jungen*. Vortrag bei der Eröffnung des 11. Deutschen Jugendhilfetages in Nürnberg. Forum Jugendhilfe, 2, S.45-50.
- Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/ Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt: S.195-220.
- Mannheim, Karl (2009): *Schriften zur Wirtschafts- und Kulturosoziologie*. Herausgegeben von Amalia Barboza und Klaus Lichtblau. Wiesbaden.
- Mannheim, Karl (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt.
- Mannheim, Karl (1964): *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Herausgegeben von Kurt H. Wolff. Neuwied.
- Mills, Albert J./ Tancred, Peta (Hrsg.) (1992): *Gendering Organizational Theory*. London
- Nissen, Ursula/ Keddi, Barbara/ Pfeil, Patricia (2003): *Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen. Erklärungsansätze und empirische Befunde*. Wiesbaden.
- Rabe-Kleberg, Ursula (1993): *Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe*. Berlin.
- Rabe-Kleberg, Ursula (1999): Wie aus Berufen für Frauen Frauenberufe werden. Ein Beitrag zur Transformation des Geschlechterverhältnisses. In: Nickel, Hildegard Maria/ Völker, Susanne/ Hünig, Hako (Hrsg.): *Transformation. Unternehmensorganisation. Geschlechterforschung*. Opladen: S. 93-107.
- Reskin, Barbara F. (1988): Bringing the Men Back, in: Sex Differentiation and the Devaluation of Women`s Work. In: *Gender and Society*, Vol.2 No.1, S. 58-81.
- Rubin, Gayle (1975): The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy‘ of Sex. In: Reiter, Rayana R. (Hrsg.): *Towards an Anthropology of Women*. New York: S. 157-210.
- Schuster, Martina/ Sülzle, Almut/ Winkler, Gabriele/ Wolfram, Andrea (2004): *Neue Wege in Technik und Naturwissenschaften. Zum Berufswahlverhalten von Mädchen und jungen Frauen*. Stuttgart.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2006): *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck*. Frankfurt.
- Stiegler, Barbara (1994): *Berufe brauchen kein Geschlecht*. Bonn.

- Ulshoefer, Helgard (1992): Frauenerstausbildung in den Gesundheits- und Sozialberufen – mit Perspektive oder im Abseits? In: Damm-Rüger, Sigrid (Hrsg.): *Frauen – Ausbildung – Beruf. Realität und Perspektiven der Berufsausbildung von Frauen*. Berlin: S. 97-108.
- Weinbach, Christine/ Stichweh, Rudolf (2001): Geschlechterdifferenz in der funktional-differenzierten Gesellschaft. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 41. Wiesbaden: S. 30–52.
- West, Candace/ Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender & Society*. Vol.1 No.2, S. 125- 151.
- Wetterer, Angelika (2002): *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz.
- Williams, Christine (1992): The Glass Escalator: Hidden Advantages for Men in the ‚Female‘ Professions. In: *Social Problems*, Vol. 39 No.3, S. 253-267.
- Willms-Herget, Angelika (1985): *Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt*. Frankfurt.
- Zimmer, Lynn (1988): Tokenism and Women in the Workplace: The Limits of Gender Neutral Theory. In: *Social Problems*, Vol. 35 No.1, S. 64-77.

### ***Anschauungsmaterialien für die Gruppendiskussionen***

- BW Bildung und Wissen Verlag und Software GmbH (Hrsg.) (2007): *Style your future. Berufe für Mädchen mit Zukunft*. Nürnberg.
- Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg (Hrsg.) (2006): *Von wegen: Nix für Mädchen! Mädchen in technischen Ausbildungsberufen*. Stuttgart.
- Berufsinformation "Mechatronik" der Internetplattform "Berufenet" der Bundesagentur für Arbeit; Zugriff unter: [http://berufenet.arbeitsagentur.de/berufe/resultList.do?searchString=%27+mechatroniker\\*+%27&resultListItemsValues=27297\\_58390&suchweg=begriff&doNext=forwardToResultShort&duration](http://berufenet.arbeitsagentur.de/berufe/resultList.do?searchString=%27+mechatroniker*+%27&resultListItemsValues=27297_58390&suchweg=begriff&doNext=forwardToResultShort&duration)